

# Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der  
Giessener Justus Liebig-Universität und  
Giessener Hochschulgesellschaft

Druck und Verlag  
Brühlsche Universitätsdruckerei  
Gießen

**2** Jahrgang VI  
Heft 2  
Dezember 1973



# Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der  
Gießener Justus Liebig-Universität und  
Gießener Hochschulgesellschaft

**2** Jahrgang VI  
Heft 2  
Dezember 1973

Druck und Verlag  
Brühlsche Universitätsdruckerei  
Gießen

*Herausgeber*      **Präsident der Gießener Justus Liebig-Universität  
und Gießener Hochschulgesellschaft**

*Schriftleitung*      **Prof. Dr. Helge Pross (Pr)  
63 Gießen, Ludwigstraße 28, Ruf (06 41) 7 02 42 70**

*Mitarbeiter  
der Redaktion*      **Dipl. rer. oec. Manfred Messing (Ms)  
63 Gießen, Ruf (06 41) 7 02 42 75**

*Druck und Verlag*      **Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

# Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| Personalnachrichten der Justus Liebig-Universität . . . . .   | 5   |
| <i>Beiträge</i>   |     |
| Aus dem Rechenschaftsbericht des Präsidenten der Justus Liebig-Universität . . . . .  | 9   |
| Stadt und Universität – Interviews mit dem Oberbürgermeister der Stadt Gießen und dem Präsidenten der Justus Liebig-Universität . . . . . | 13  |
| Fritz Koch  |     |
| Die Entwicklung der Kinderklinik in Gießen . . . . .  | 30  |
| Andreas Oksche  |     |
| Neubau des Lehrtraktes der Anatomie . . . . .   | 41  |
| Wolfgang Bargmann   |     |
| Vom Theatrum anatomicum zum Anatomischen Institut . . . . .   | 45  |
| Hans Georg Gundel   |     |
| Mommsen und die juristische Fakultät der Universität Gießen im Jahr 1893 . . . . .  | 54  |
| Manfred Messing   |     |
| Virologie – ein Sonderforschungsbereich der Gießener Universität . . . . .  | 61  |
| Hans Georg Burger   |     |
| Wissenschaftsberichterstattung – ärgerlich oder erforderlich? . . . . .   | 68  |
| Graphik in den Universitätsblättern . . . . .   | 95  |
| Ingo Dienstbach   |     |
| Zur Situation der Studienberatung . . . . .   | 98  |
| Klaus Kübel   |     |
| Zwischenbemerkungen zum Universitätsgesetz . . . . .  | 106 |
| Die Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft – eine Analyse ihrer Sozialstruktur . . . . .   | 115 |
| Fragen an den Leser . . . . .   | 117 |
| Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft . . . . .   | 119 |
| <i>Buchbesprechung</i> . . . . .  | 126 |
| <i>Biographische Notizen über die Autoren</i> . . . . .   | 129 |



# Personalnachrichten der Justus Liebig-Universität

Prof. Dr. med. vet. *Hans Eikmeier* (Innere Veterinärmedizin) hat einen Ruf der Universität München abgelehnt;

Prof. Dr. phil. *Siegfried Filippi* (Numerische und Instrumentelle Mathematik) hat einen Ruf der FU Berlin abgelehnt;

Prof. Dr. rer. nat. *Dieter Seebach* (Organische Chemie) hat ein Angebot des California Institute of Technology, Pasadena (USA) erhalten, sich aber zum Verbleiben an der Justus-Liebig-Universität entschlossen;

Prof. Dr. phil. *Albert Spitznagel* (Pädagogische Psychologie) hat einen Ruf der Universität Freiburg abgelehnt.

## Von den amtlichen Verpflichtungen entbunden

Frau Prof. Dr. phil. *Elisabeth Haster* (Didaktik der englischen Sprache und Literatur);

Prof. Dr. jur. *Walter Mallmann* (Öffentliches Recht);

Prof. Dr. phil. *Ludwig Schmidts* (Didaktik der französischen Sprache).

## Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Im Fachbereich Ernährungswissenschaften Dr. med. vet. Dr. agr. *Reinhold Bartha*, vorher Privatdozent für Tierhaltung und Tierfütterung in den Tropen und Subtropen;

Im Fachbereich Nahrungswissenschafts- und Haushaltswissenschaften Dr. agr. *Hans Joachim Uhle*, vorher Privatdozent für Milchwirtschaft und Molkereibetriebslehre;

Im Fachbereich Umweltsicherung Dr. rer. nat. *Otto Graff*, Privatdozent am Institut für Bodenbiologie der Forschungsanstalt für Landwirtschaft in Braunschweig;

Im Bereich Humanmedizin:

Dr. med. *Ernst Lindner*, vorher außerplanmäßiger Professor, Pharmakologe bei den Farbwerken Hoechst/M. Frankfurt/M.-Hoechst;

Dr. med. *Hansjürgen Rind*, vorher außerplanmäßiger Professor, Chefarzt der Kinderabteilung des Städtischen Krankenhauses Fulda;

Dr. med. *Martin Taubert*, vorher außerplanmäßiger Professor, Chefarzt der Inneren Abteilung des Kreiskrankenhauses Lichtentfels in Hochstadt/Main;

Dr. med. *Otto Weller*, vorher außerplanmäßiger Professor, Chefarzt der Inneren Abteilung des Evangelischen Stifts St. Martin, Koblenz.

## Neubesetzung von Professorenstellen in folgenden Fachbereichen

### Rechtswissenschaften

Professur für Strafrecht I: Prof. Dr. jur. *Peter Cramer*, vorher Universität Bochum;

Professur für Bürgerliches Recht, Rechts-  
theorie und Rechtsinformatik: Prof. Dr. jur. *Jürgen Rödiger*, vorher Universität Köln;

Professur für Strafrecht, Strafprozeßrecht  
und Internationales Strafrecht: Prof. Dr. jur. *Otto Triffterer*, vorher Universität Freiburg.

### Wirtschaftswissenschaften

Professur für Volkswirtschaftslehre I: Prof. Dr. rer. pol. *Gerd Aberle*, vorher Universität Köln;

Professur für Volkswirtschaftslehre, insbes.  
Dogmengeschichte: Prof. Dr. Dr. *Emil-Maria Claassen*, vorher Universität Köln;

Professur für Volkswirtschaftslehre: Prof. Dr. rer. pol. *Herbert Müller*, vorher Akademischer Rat am Wirtschaftswissenschaftlichen Seminar;

Professur für Betriebswirtschaftslehre: Prof. Dr. oec. publ. *Ehrenfried Pausenberger*, vorher Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg;

Professur für Betriebswirtschaftslehre: Prof. Dr. rer. pol. *F. W. Selchert*, vorher FU Berlin.

## Gesellschaftswissenschaften

Professur für Wissenschaft von der Politik: Prof. Dr. rer. pol. *Gottfried Erb*, vorher TH Darmstadt;

Professur für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften: Prof. Dr. disc. pol. *Rolf Schmiederer*, vorher Stipendiat der VW-Stiftung;

Professur für Soziologie: Prof. Dr. phil. *Norbert Schmidt-Relenberg*, vorher Hochschule für bildende Künste, Hamburg.

## Erziehungswissenschaften

Professur für Erziehungswissenschaft, Schwerpunkt Arbeits-, Berufs- und Wirtschaftspädagogik: Prof. Dr. *Gerhard Bunk*, vorher TH Aachen;

Professur für Erziehungswissenschaft, Schwerpunkt Pädagogik und Didaktik der Primarstufe: Prof. Dr. *Theodor Friedrich Klaffen*, vorher PH Ruhr, Abteilung Dortmund;

Professur für Erziehungswissenschaften, insbes. Pädagogische Anthropologie: Prof. Dr. phil. *Rudolf Lassahn*, vorher Universität Münster.

## Sportwissenschaft und Kunsterziehung

Professur für Musikwissenschaft: Prof. Dr. phil. *Ekkehard Jost*, vorher FU Berlin;

Professur für Sportmedizin: Prof. Dr. med. *Paul Nowacki*, vorher Sportarzt und Wissenschaftlicher Assistent, Leiter des Sportmedizinischen Untersuchungszentrums Ratzeburg;

Professur für Sportsoziologie: Prof. Dr. phil. *Dieter Voigt*, vorher Betriebspsychologe.

## Psychologie

Professur für Psychologie: Prof. Dr. phil. *Gerd Haubensak*, vorher Universität Münster;

Professur für Psychologie: Prof. *Klaus R. Scherer*, Ph. D., vorher University of Pennsylvania.

## Religionswissenschaften

Professur für Bibelwissenschaften: Prof. Dr. theol. *Gerhard Dautzenberg*, vorher Universität Würzburg.

## Geschichtswissenschaften

Professur für Neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts: Prof. Dr. phil. *Helmut Berding*, vorher Universität Köln;

Professur für Mittelalterliche Geschichte und Deutsche Landesgeschichte, unter Berücksichtigung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte: Prof. Dr. phil. *Peter Moraw*, vorher Universität Bielefeld.

## Germanistik

Professur für Deutsche Literaturwissenschaft: Prof. Dr. phil. *Erwin Leibfried*, vorher Universität Trier;

Professur für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft: Prof. Dr. phil. *Gerhard R. Kaiser*, vorher Universität Mainz.

## Anglistik

Professur für Neuere Englische und Amerikanische Literatur: Prof. Dr. phil. *Armin Geraths*, vorher Universität Konstanz;

Professur für Didaktik der Englischen Sprache: Prof. *Hans-Eberhard Piepho*, vorher Rektor und Leiter der Schule Birkenstraße, Hannover.

## Mathematik

Professur für Mathematik: Prof. Dr. rer. nat. *Günter Brauns*, vorher Universität Darmstadt;

Professur für Mathematik: Prof. Dr. rer. nat. *Christian Fenske*, vorher Universität Bonn;

Professur für Mathematik: Prof. Dr. phil. *François Fricker*, vorher Universität Basel;

Professur für Mathematik: Prof. Dr. rer. nat. *Gerhard Michler*, vorher Universität Tübingen.

Professur für Didaktik der Mathematik: Prof. Dr. rer. nat. *Lothar Profke*, vorher Universität Stuttgart.

## Physik

Professur für Didaktik der Physik: Prof. Dr. rer. nat. *Gernot Born*, vorher Wissenschaftlicher Assistent am I. Physikalischen Institut;

Professur für Didaktik der Physik: Prof. Dr. rer. nat. *Gerd Schwarz*, vorher Wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Didaktik der Physik.

## Biologie

Professur für Didaktik der Biologie: Prof. Dr. rer. nat. *Rainer Klee*, vorher Studierrat im Hochschuldienst am Botanischen Institut;

Professur für Biologie und Didaktik der Biologie: Prof. Dr. rer. nat. *Manfred Sieger*, vorher PH Rheinland, Abteilung Bonn.

## Nahrungswirtschafts- und Haushaltswissenschaften

Professur für Wirtschaftslehre des Haushalts: Prof. Dr. rer. pol. *Jörg Bottler*, vorher TH München;

## Umweltsicherung

Professur für Landeskultur: Prof. Dr. agr. *Botho Wohlrab*, vorher Universität Bochum.

## Geowissenschaften und Geographie

Professur für Wirtschaftsgeographie: Prof. Dr. rer. nat. *Ernst Giese*, vorher Universität Münster.

## Humanmedizin

Professur für Virologie: Prof. Dr. med. *Hans-Dieter Klenk*, vorher Wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Virologie;

Professur für Psychohygiene: Prof. Dr. med. *Michael Moeller*, vorher Dozent an der Psychosomatischen Klinik;

Professur für Anatomie: Prof. Dr. med. *Hans-Joachim Oehmke*, vorher Akademischer Rat am Anatomischen Institut;

Professur für Orthopädie: Prof. Dr. med. *Otto Oest*, vorher Dozent an der Orthopädischen Klinik;

Professur für Rechtsmedizin: Prof. Dr. med. Dr. jur. *Günter Schewe*, vorher Universität Frankfurt/M.

Professur für Unfallchirurgie: Prof. Dr. med. *Gerhard Spitzer*, vorher Dozent am Zentrum für Chirurgie;

Professur für Kardiovaskuläre Chirurgie: Prof. Dr. med. *Paul Walter*, vorher Medizinische Hochschule Hannover.

## Berufungen Gießener Hochschullehrer an andere Hochschulen (Ruf-Annahmen)

Prof. Dr. phil. *Gerhard Augst* (Linguistik und Mediaevistik) an die Gesamthochschule Siegen;

Prof. Dr. rer. nat. *Edgar Berz* (Mathematik) an die Universität Würzburg;

Prof. Dr. rer. pol. *Robert Buchner* (Betriebswirtschaftslehre) an die Universität Mannheim;

Prof. Dr. phil. *Hans-Jürgen Diller* (Englische Sprachwissenschaft und Literatur des Mittelalters) an die Universität Bochum;

Prof. Dr. rer. nat. *Hartmut Fehrmann* (Phytopathologie und Physiologie der Mikroorganismen) an die Universität Göttingen;

Prof. Dr. rer. nat. *Walther Manshard* (Geographie II) an die Universität Freiburg;

Prof. Dr. jur. *Christoph Müller* (Öffentliches Recht und Wissenschaft von der Politik) an die FU Berlin;

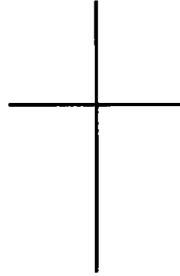
Prof. Dr. phil. *Peter Pütz* (Neuere Deutsche Literaturwissenschaft) an die Universität Bonn;

Prof. Dr. rer. nat. *Helmut Schraudolf* (Botanik) an die Universität Ulm;

Prof. Dr. rer. nat. *Hans-Joachim Seifert* (Anorganische Chemie) an die Gesamthochschule Kassel;

Prof. Dr. jur. *Klaus Tiedemann* (Strafrecht) an die Universität Freiburg;

Prof. Dr. phil. *Jochen Vogt* (Didaktik der Deutschen Sprache und Literatur II) an die Gesamthochschule Essen.



## EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft hatte 1972 und im ersten Halbjahr 1973 den Tod der folgenden Mitglieder zu beklagen:

Professor Dr. A. Bach, Bonn  
Professor Dr. Martin Behrens, Gießen  
Dr. Hugo Freund, Wetzlar  
Dr. E. Hessinger, Bielefeld  
Diplom-Kaufmann R. Nünighoff, Wetzlar  
Dr. Horst Oehler, Wetzlar  
Dr. W. Pfaff, Gießen  
Diplom-Ingenieur H. Stallmann, Wetzlar  
Professor Dr. W. Stotz, Duisburg  
Professor Dr. Kurt Lücken, Marburg  
Professor Dr. Pallaske, Gießen

# Aus dem Rechenschaftsbericht des Präsidenten der Justus Liebig-Universität

(Pr). Im Juli 1973 hat der Präsident der Justus Liebig-Universität dem Konvent seinen Rechenschaftsbericht für das akademische Jahr 1972/73 vorgelegt. Der Bericht wurde inzwischen im JLU-Forum publiziert. Um diejenigen Leser der GIESSENER UNIVERSITÄTSBLÄTTER, die das FORUM nicht erhalten, über die wichtigeren Tatsachen des Berichtsjahrs zu informieren, drucken wir im folgenden eine Zusammenfassung und Ausschnitte aus den Darlegungen des Präsidenten ab.

Der Bericht gibt Auskunft über Leistungen, aber fast noch mehr über Probleme der Universität. Die Probleme erwachsen *zum Teil* aus der unzureichenden Ausstattung mit Personal und mit Sachmitteln. Während die Universität 1972 insgesamt 251 neue Stellen erhielt, fielen die Zuweisungen für 1973/74 sehr viel niedriger aus. Daraus ergeben sich besondere Schwierigkeiten etwa bei der Ausstattung der Professorenstellen mit technischen Diensten und Schreibpersonal. Da die benötigten Dienste in zahlreichen Fachbereichen nicht in ausreichendem Umfang zur Verfügung stehen, »ist das Leistungsvermögen der Hochschullehrer ernsthaft gefährdet. Deshalb wird künftiger Stellenzuwachs vorrangig zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen der Hochschullehrer in den besonders unzureichend ausgestatteten Fachbereichen eingesetzt werden und Vorrang haben müssen vor der Schaffung neuer Professuren. Dies ist auch deshalb notwendig, weil sich Berufungsverhandlungen zur Besetzung der neu geschaffenen Professuren als immer schwieriger erweisen, da die vorgesehene Stellenreserve für Berufungen inzwischen erschöpft ist«.

Auch die Zuweisung an *Sachmitteln* entsprach 1972 bei Weitem nicht den Anmeldungen. Unter Berücksichtigung einer Ausgaben Sperre von 20 Prozent für die Sachausgaben, und der fortschreitenden Geldentwertung standen 1972 weniger Geldmittel zur Verfügung als im Vorjahr. »Die relative Ausstattung je Studierenden und umgerechnet auf das wissenschaftliche Personal verschlechterte sich erneut empfindlich.«

Die seit Jahren rückläufige Ausstattung mit Sachmitteln für Lehre und Forschung bedeutet:

- »Verzicht auf eine Erweiterung der Buch- und Zeitschriftenbestände, die den tatsächlichen Neuerscheinungen gegenüber angemessen wäre. Allein für Zeitschriften wurde durch die Universitäts-Bibliothek für 1972 eine Preissteigerung von durchschnittlich 14,9 Prozent gegenüber dem Vorjahr

ermittelt. Da infolge der stark gestiegenen Studentenzahl wachsende Beträge für Ersatz verlorener oder beschädigter Bücher sowie für Lehrbücher eingesetzt werden müssen, gehen die Zuwachsraten an neuen Monographien ständig zurück. . .

- Die Kommunikation mit auswärtigen Wissenschaftlern wird erschwert, da Post- und Reisekosten besonders drastisch erhöht wurden.
- Die Ergänzung und Erneuerung der apparativen Ausstattung der wissenschaftlichen Einrichtungen steht in keinem angemessenen Verhältnis zum Wert der vorhandenen Einrichtungen, zumal das Land Hessen seinen Hochschulen die Anmeldung von Großgeräten außerhalb von Neubauten im Rahmen des Hochschulbauförderungsgesetzes bis 1975 verwehrt hat. Da der größte Teil der heute vorhandenen apparativen Ausstattung im Rahmen von Neubaumaßnahmen der letzten 10—15 Jahre beschafft wurde, ist das Zehren von der Substanz in wenigen Jahren nicht mehr möglich.
- Der steigende Bedarf an Verbrauchsmitteln für die Lehre kann qualitativ und quantitativ nicht mehr ausreichend gedeckt werden.
- Die Forderung des HUG nach einer Mindestausstattung für Hochschullehrer, die nach der starken Erhöhung der Zahl der Hochschullehrer durch die Änderung der Personalstruktur besondere Aktualität gewonnen hat, ist nicht zu erfüllen. Ein wichtiges Stück der Hochschulreform kann über Anfänge nicht hinauskommen.«

Etwas günstiger ist die Entwicklung bei den *Forschungsmitteln*, die außerhalb des Kulturetats vor allem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und den großen Stiftungen bereit gestellt wurden. Die Beträge für Forschung aus Drittmitteln haben sich gegenüber 1971 um 26 Prozent erhöht. An dieser Erhöhung waren vor allem die DFG und die beiden Sonderforschungsbereiche der Universität sowie zentrale Bundesmittel beteiligt. Die Forschungsmittel aus anderen Titeln des Landes Hessen gingen dagegen um 20 Prozent zurück.

Engpässe bestehen auch in der *Ausbildung*. Ohne die Fachbereiche Humanmedizin und Rechtswissenschaften errechnete die Universität ein erforderliches Lehrangebot von 5835 Semesterwochenstunden. Vorhanden ist dagegen nur ein Angebot von 3953 Stunden. Nimmt man die Kapazität aus Lehr- und Übungsaufträgen hinzu, so ergibt sich eine Deckung des Bedarfs von lediglich 75 Prozent. »Zusammenfassend ist für die Justus Liebig-Universität festzustellen, daß hier aufgrund der vorgenommenen Kapazitätsberechnungen mit ganz geringen Ausnahmen für alle Studiengänge die für notwendig gehaltenen Bedingungen zur Durchführung einer intensiven Lehre durch fehlende Personalausstattung nicht erreicht werden, daß vielmehr in 18 Studienfächern die tatsächlich vorhandene Zahl der Studierenden um 50 und mehr Prozent über der errechneten Ausbildungskapazität liegt.«

Besondere Aufmerksamkeit wurde im Berichtszeitraum der Neuordnung der *Studienberatung* zugewandt. Wie wichtig Verbesserungen auf diesem Gebiet sind, zeigen die folgenden Zahlen:

- mehr als 20 Prozent der Studienanfänger schließen ihr Studium nicht ab;
- von den Examenkandidaten 1971/72 hatten 21 Prozent während ihres Studiums das Fach gewechselt;
- Die Studienzeiten sind in einigen Fächern nach wie vor viel zu lang.

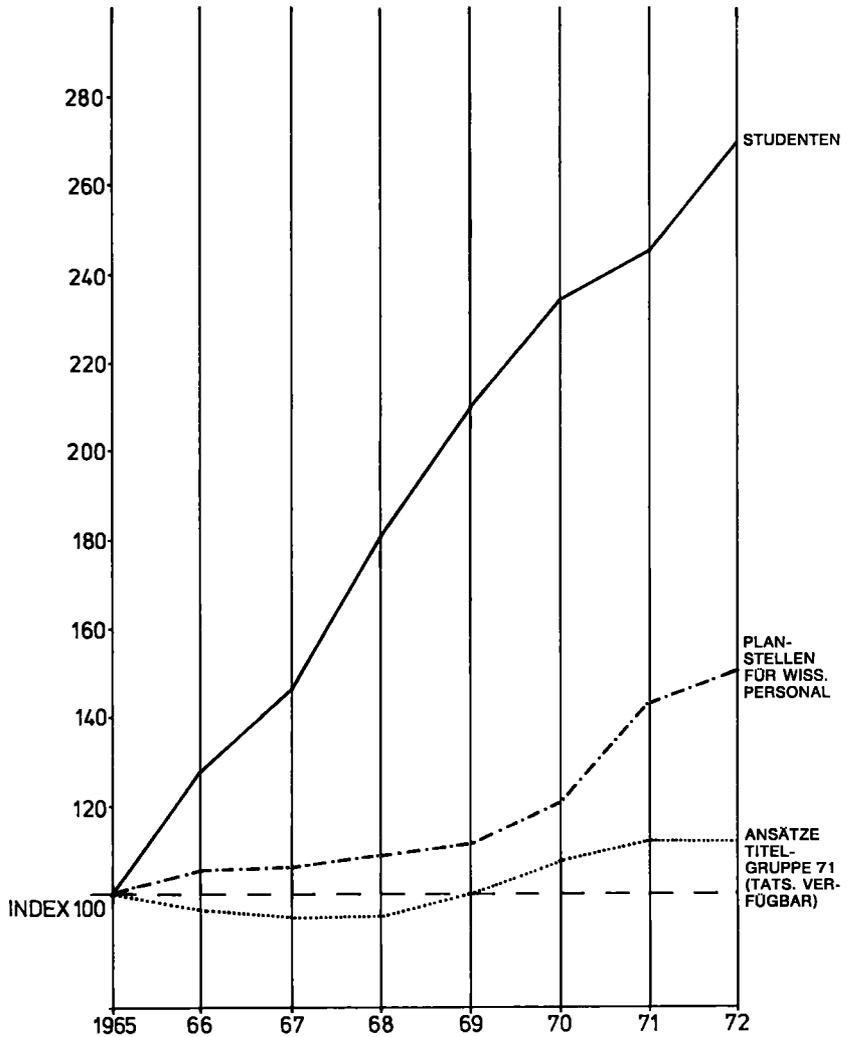
Ungenügend ist schließlich die *Graduiertenförderung*. Bis zum Mai 1973 konnten lediglich 145 Graduiertenstipendien vergeben werden. »Es leuchtet ohne weiteres ein, daß eine solch geringe Zahl nicht annähernd ausreicht, um dem Zweck der Graduiertenförderung gerecht zu werden, nämlich eine ausreichende Zahl von wissenschaftlichen Nachwuchskräften zu gewinnen.«

Abschließend ging Professor Meimberg noch auf die Aufgaben ein, die in der nahen Zukunft zu bewältigen sind. Sie betreffen sowohl die Ausbildungsfunktionen als auch die organisatorische Struktur der Universität. Im Bereich der Ausbildung kommt der Studienreform vorrangige Bedeutung zu. Neue Studienordnungen sollen geschaffen, bestehende überarbeitet und die Studienberatungen ausgebaut werden. Darüber hinaus setzt die Intensivierung der Lehre voraus, daß die Kapazitätsengpässe wenn schon nicht beseitigt, so doch wenigstens gemildert werden können.

Im Programm für das nächste Jahr steht ferner der Abschluß einiger struktureller Reformen. Dazu gehört etwa die Einrichtung von Untereinheiten der Fachbereiche in Form von Betriebseinheiten und Arbeitsgruppen, dazu gehört aber auch die Verbesserung der Zusammenarbeit zwischen den Fachbereichen und den Zentralorganen der Universität. Einige Aufgaben greifen über die Universität hinaus: die Fertigstellung des Hochschulentwicklungsplans und die Mitarbeit an der Novellierung des Hessischen Universitätsgesetzes und des Hessischen Hochschulgesetzes.

Im Ganzen zeichnet der Bericht das Bild einer Universität im Übergang. Die traditionellen Strukturen sind weitgehend verschwunden, die neuen noch in der Erprobung. Nach wie vor ist die Universität mit einer Fülle von Schwierigkeiten konfrontiert. Unzulänglich ausgestattet und in vielfach noch ungewohnte Organisationsstrukturen gefügt, ist ihre Hauptaufgabe die gleiche geblieben: trotz wachsender Studentenzahlen die Lehre und die Forschung weiter zu intensivieren.

## STUDENTEN - PLANSTELLEN - MITTELENTWICKLUNG



Die Ausstattung der Justus Liebig-Universität mit Personalstellen und Sachmitteln hat mit dem rapiden Wachstum der Studentenzahlen nicht Schritt gehalten. Die in der Graphik sichtbare Tendenz setzte sich im Wintersemester 1973/74 fort: Rund 12 400 Studenten sind jetzt an der Gießener Universität immatrikuliert, das sind ca. 900 mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Einen besonders hohen Zuwachs an Studierenden gegenüber dem Wintersemester 1972/73 haben die Fachgebiete Zahnmedizin (+ 71,5 Prozent), Pädagogik (+ 43,5 Prozent), Sportwissenschaft (+ 26,2 Prozent) und Sozialkunde (+ 23,7 Prozent).

# Stadt und Universität

## Interviews mit dem Oberbürgermeister der Stadt Gießen und dem Präsidenten der Justus Liebig-Universität

*(Pr). Die Hochschulen haben sich in der Öffentlichkeit unbeliebt gemacht. Auch nach dem Abflauen der großen Demonstrationswogen ist »Student« ein Schimpfwort geblieben, zumindest eine Bezeichnung, deren Trägern man mißtrauisch gegenüber tritt. Breite Kreise der Bevölkerung sind es leid, sich mit den Schwierigkeiten der Hochschulen zu befassen, und kaum ein Politiker glaubt noch, er könne mit Bildungspolitik Karriere machen.*

*Ungeachtet des Überdrusses bleiben jedoch einige Tatsachen, an die immer wieder erinnert werden muß. Tatsache ist, daß die überwiegende Mehrheit der Studierenden ihre Tage nicht mit müßigen Diskussionen, sondern mit Arbeit verbringt. Tatsache ist, daß diese Studenten die Ärzte, Anwälte, Richter, Unternehmer, Lehrer von morgen sind. Tatsache ist, daß das Gemeinwesen nicht leben könnte, gäbe es keine Studenten.*

*Aber auch andere Tatsachen sind es wert, wieder mehr ins allgemeine Bewußtsein gebracht zu werden — vor allem in das Bewußtsein der Städte, in denen die Hochschulen angesiedelt sind. In der Stadt Gießen arbeiten ca. 6000 direkt bei der Universität beschäftigte Personen. Während des Semesters beherbergen die Stadt und ihre nähere Umgebung 12 000 Studentinnen und Studenten. Die von der Universität ausgehende Nachfrage am örtlichen Wohnungs-, Verkehrs- und Warenmarkt ist so groß, daß sehr viele Geschäfte zugrunde gehen müßten, würde sie plötzlich gestoppt. Schon 1966 errechnete der Wirtschaftswissenschaftler Professor Woll für die damalige Universität mit 6000 Studierenden, daß die Stadt ohne Universität nur etwa 5 000 statt 73 000 Menschen eine wirtschaftliche Existenz bieten könnte. Woll fuhr fort: »Würde einer solchen Argumentation entgegengehalten, das die Abwesenheit der Universität gerade so viel Luft schaffe, um der Stadt auf dem Wege der Industrialisierung eine eigenständige finanzielle Grundlage zu geben, so ist darauf zu erwidern, daß etwa 20 000 Menschen nur deswegen in Gießen leben, weil sie eine Universitätsstadt ist.« Es gibt in Gießen keine einzelne Institution, kein Unternehmen, das für das wirtschaftliche Gedeihen der Stadt von nur annähernd so großer Bedeutung wäre wie die Universität. Und es gibt erst recht keine Einrichtung, die sich nach ihrem kulturellen Rang mit der Universität messen könnte. Viele Töchter und Söhne Gießens und seiner Umgebung würden nicht studieren, hätten sie nicht die Universität am Ort. Viele Kurse der Volkshochschule und anderer Einrichtungen der Erwachsenenbildung fänden nicht statt. Ohne die Universität wäre das Theater vielleicht schon zugrunde*



Stadthaus und Behördenhochhaus

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des »Gießener Fensters«

*gegangen. Dank der Universität genießen die Gießener Bürger besondere Vorteile bei der ärztlichen Betreuung. Erst die Universität hat den Namen der Stadt weit über die Landes- und Bundesgrenzen hinaus bekannt gemacht.*

*Die Stadt profitiert von der Universität. Deshalb ist die Frage berechtigt, was sie ihrerseits dafür leistet. Wir haben den Oberbürgermeister gefragt, welche Anstrengungen sie unternimmt, um bei der Lösung einiger besonders bedrängender Probleme der Hochschule zu helfen.*

## Interview mit Oberbürgermeister Dr. Bernd Schneider

REDAKTION: Herr Oberbürgermeister, gibt es eine Gesamtkonzeption der Stadt für die Bauplanung, an die die Universität sich anpassen müßte und könnte?

SCHNEIDER: Bereits seit 1963 bin ich bestrebt, die planerischen Absichten der Stadt mit der Universität und der Landesregierung so weit abzustimmen, daß wir nicht auf allen Seiten der Stadt von einem Ring von Universitätseinrichtungen umgeben werden. Das ist in gegenseitigen Absprachen auch gelungen, indem die Universitätseinrichtungen im Osten und Südosten der Stadt konzentriert werden.

REDAKTION: Wie weit werden die kommenden Universitätsbauten eingeplant?

SCHNEIDER: Dies ist in der Tat nicht nur für uns, sondern auch für die Universität schwierig. Wir haben deshalb mit allem Nachdruck eine gemeinsame Kommission angeregt, der das Land mit den beteiligten Ministerien, das Universitätsbauamt, die Universität und die Stadt Gießen angehören. Denn wir haben es in den letzten Jahren wiederholt erlebt, daß wir immer erst dann von neuen Projekten erfuhren, wenn die Grundstücke schon angekauft waren oder bereits ein Plan vorlag. Und dann standen wir vor der Schwierigkeit, wie die Anbindung des Verkehrs zu regeln oder die Abwasserbeseitigung zu lösen sei. Das sollte man verbessern, d. h. beispielsweise, man sollte uns schon dann einschalten und ins Vertrauen ziehen, wenn erste Überlegungen konkrete Gestalt gewinnen. Eine solche Praxis käme allen Betroffenen und Beteiligten zugute.

REDAKTION: Sie meinen also, daß die Universität Sie über ihre eigenen Planungen bisher nicht immer rechtzeitig genug unterrichtet hat?

SCHNEIDER: Ich unterstelle, die Universität hat im Interesse beider Seiten das ihr Mögliche getan. Aber ich bin mir auch bewußt, daß sie nicht über alle

Aspekte jederzeit und selbstverantwortlich entscheiden kann, so daß sie selbst von einzelnen Entwicklungen überrascht wurde. Auch die langfristige Planung von »Hessen 80« stellt noch kein Endstadium dar. Auf meine Frage, ob denn die Universität nach den Daten für 1980 ausreichendes Gelände habe, wurde zwar von allen Seiten mit »Ja« geantwortet. Aber das besagt noch lange nicht, daß für die späteren Planungen nicht erneut Gelände benötigt wird. Und dann fängt die Sache an schwierig zu werden, weil unter Umständen nicht mehr an der Ost- und Südostseite Gelände zur Verfügung gestellt werden kann, ohne daß man in den Wald oder das Wohnungsgebiet eingreift.

REDAKTION: Sind auch für die Errichtung von weiteren Studentenwohnheimen Grundstücke vorhanden? Es war einmal die Rede davon, daß hinter dem Strahlencentrum gebaut werden könnte, aber es gab gewisse Widerstände . . .

SCHNEIDER: Für dieses Gebiet sind — mal abgesehen von der Waldfreigabe — auch gewisse Richtlinien zu berücksichtigen, die das Bauen in der Nähe von Strahlencentren betreffen. Unser Wunsch war es — und er ist bis heute nicht erfüllt — daß vom Studentenwerk bei der Landesregierung geklärt wird, bis zu welcher Größe und Kapazität ein Studentendorf zugelassen wird. Man diskutierte damals über etwa 2000 Betten. Um zu beurteilen, ob dort der richtige Standort ist, müssen wir die Zahl wissen, um dann die Verkehrsanbindung und die Erschließung untersuchen zu können. Die Zahlen haben wir bisher nicht bekommen. Wir haben unsererseits dem Studentenwerk noch ein Gelände angeboten, das im Heegstrauchweg in unmittelbarer Nähe der Mensa, aber auch der Naturwissenschaften liegt. Man müßte nun möglichst bald wissen, mit welcher Kapazität dort gebaut wird. Es käme für später auch durchaus ein Bereich in Frage, der im Ortsteil Allendorf liegt. Das bedingt aber: Universität und Stadt müssen sich gemeinsam dafür einsetzen, daß die notwendige Verbindungssachse im Zuge der Osttangente vom Land finanziert wird und ohne Verzögerungen gebaut werden kann.

REDAKTION: Das führt zu dem Problem der Verkehrsverbindungen. Wenn in der Grünberger Straße ein Studentenwohnheim gebaut würde, dann kann man davon ausgehen, daß zwar sehr viele Studenten ein eigenes Auto haben, aber trotzdem ist es notwendig, rechtzeitig die Buslinien zu verstärken. Sicher wäre in der Vorlesungszeit eine Entlastung des innerstädtischen Verkehrs und der Parkplätze möglich, wenn man eine Gesamtkonzeption entwickeln würde, die Gießen und die umliegenden Ortschaften, in denen immer mehr Studenten wohnen müssen, mit einbezieht.

SCHNEIDER: Es liegt im Sinne der Verkehrspolitik des Bundes, des Landes und auch der Kommune, dem öffentlichen Nahverkehr Vorrang zu geben. Allerdings — und ich gebe das unumwunden zu — klaffen auch gerade hier Theorie und Praxis auseinander. Aber hier hat sich in den letzten Mona-

ten wenigstens ein Ansatz gezeigt, nämlich eine Arbeitsgemeinschaft zwischen den verschiedenen Trägern des Nahverkehrs — Stadt, Bundesbahn, Bundespost, private Unternehmer — zustande zu bringen. Man muß aber sehen, daß die Bedienung durch einen verbesserten Nahverkehr im Raum Gießen nicht allein durch die Stadtwerke erreicht werden kann, sondern die anderen Träger mit einbezogen werden müssen. Wir haben bereits gewisse Abmachungen für einzelne Strecken und werden die Dinge so aufeinander abstimmen, daß eine reibungslose Verbindung mit den Nachbargemeinden eines bestimmten Bereiches erreicht wird. Wir werden an die Bundesbahn herantreten, bei dem schienengebundenen Verkehr neue Haltepunkte einzurichten. Wir unsererseits müssen unsere Fahrpläne darauf abstimmen. Wir überprüfen auch von den Stadtwerken aus über die Betriebskommission ständig die Verkehrerschließung der Stadt durch den Nahverkehr. Ich meine auch, daß die Entfernung vom geplanten Studentendorf am Kuhstall-Gelände durch den Heyerweg hindurch auf die Rödgener Straße zumutbar ist, denn die Linie, die dort hinläuft, verkehrt ja regelmäßig und wird dann natürlich in den Schwerpunkzeiten verstärkt werden.

REDAKTION: Mal abgesehen von Studentenwohnheimen. Es ist ja so, daß ziemlich viele Studenten in den umliegenden Dörfern wohnen, bis in den Kreis Wetzlar hinein. Sie haben alle große Schwierigkeiten, nach Gießen zu kommen. Sind Überlegungen für eine Verbesserung dieser Situation vorhanden?

SCHNEIDER: Diese Überlegungen berühren natürlich schon das Problem Lahnstadt. Nach unserer Konzeption muß ein Nahbusschnellverkehr zwischen Wetzlar und Gießen eingerichtet werden, um die Lahntalgemeinden miteinander zu verbinden, und zwar über den Bereich der Bundesbahn hinaus.

REDAKTION: Aber dann ist der Nordwesten immer noch nicht abgesichert. Heuchelheim, Krofdorf, Rodheim . . .

SCHNEIDER: Das ist eine Frage der Zeit. Wir würden ja alle Trümpfe aus der Hand geben, wenn wir heute nach Krofdorf-Gleiberg schon unseren Nahverkehr laufen lassen würden. Das sind Dinge, mit denen man eine Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden attraktiv macht. Im Augenblick fährt die Bundespost nach Krofdorf. Sie kennen die Schwierigkeiten, daß abends dort keine Busse mehr zum Theater bzw. vom Theater nach Hause fahren. Sicher, eines Tages wird die Verbindung Stadtwerke—Krofdorf bzw. Launsbach kommen.

REDAKTION: Könnte die Verbesserung des Nahverkehrs nicht auch dazu beitragen, daß in der Gießener Innenstadt abends etwas mehr Leben entsteht?

SCHNEIDER: Wir werden sicher den Verkehr auch in den Abendstunden verstärken müssen. Aber ich meine, daß für die Attraktivität der Innenstadt noch mehr geschehen muß. Im Augenblick ist die Innenstadt nur ein Einkaufszen-

trum während der Geschäftszeiten. Das ist etwas, was wir jetzt im Rahmen des Bebauungsplanes Stadtmitte und der Strukturänderung der Gießener Innenstadt ändern wollen. Die Frage der Straßencafés z. B. wird allerdings schwer zu lösen sein, von der Bedienungsseite her und von der Tatsache aus gesehen, daß diese Stadt zumindest außerhalb der Semester kaum von Menschen besucht wird, die sich in ein Straßencafé setzen, um sich unter Umständen sagen zu lassen: Habt ihr nichts anderes zu tun als im Freien zu sitzen?

REDAKTION: Andererseits sind in den Semestern 12 000 Studenten da. Und für die Studenten, wie auch für junge Leute überhaupt, besteht ja wirklich die Schwierigkeit, was sie am Abend machen sollen. Zumal die Wohnverhältnisse auch nicht gerade gut sind.

SCHNEIDER: Wir wissen, was in die Innenstadt hinein muß und wir werden es auch schaffen . . .

REDAKTION: Gibt es schon konkrete Vorstellungen, die mit der Bevölkerung diskutiert werden können?

SCHNEIDER: Ich glaube, daß wir zu Beginn des Winters so weit sind.

REDAKTION: Ein Hauptproblem der Justus Liebig-Universität ist der Mangel an Wohnraum für Studenten, der bei einem Teil der Studienanfänger wie ein indirekter Numerus clausus wirkt. Meinen Sie, daß die Stadt Möglichkeiten hätte, für Übergangszeiten, also am Anfang des Semesters, eine Art Notquartier für Studenten zur Verfügung zu stellen?

SCHNEIDER: Das hängt davon ab, ob wir gerade in diesem Zeitraum Häuser auf Abriß oder zu Zwecken der Sanierung angekauft haben. Wir haben im Augenblick mit Sicherheit keine Möglichkeiten, irgendwie provisorisch Unterbringungen vorzunehmen.

REDAKTION: Gäbe es eine Möglichkeit für die Stadt, Dauerprovisorien zu schaffen? Also nicht nur Häuser, die zum Abriß stehen, zur Verfügung zu stellen, sondern Notquartiere als eigenständige Institution?

SCHNEIDER: Da sehe ich keine Möglichkeit und muß hier dem Land und dem Bund den Vorwurf machen, daß sie zugesehen haben, wie die Universitäten sich ausgedehnt haben, ohne gleichzeitig auch an die Unterbringung der Studenten zu denken. Wir haben rechtzeitig, ich kann Ihnen das nachweisen, darauf hingewiesen, wie die Situation in Gießen ist. Wir können im Augenblick immer nur wieder über unsere Wohnbaugesellschaften und durch die Presse versuchen, die Leute zu bewegen, Zimmer zur Verfügung zu stellen. In den Vororten ist das sicherlich leichter. Da gibt es noch Möglichkeiten.

REDAKTION: Ich glaube, es ist deswegen auch so schwierig, weil der Bau von Wohnheimen nicht in das Hochschulbauförderungsgesetz einbezogen

worden ist. Daraus ergeben sich besondere Schwierigkeiten etwa für verheiratete Studenten, die einen Anteil von immerhin 30 Prozent im SS 1973 ausgemacht haben, davon 16 Prozent mit Kindern. Welche Möglichkeiten sehen Sie für diese Personengruppe, die sich soziologisch leichter in die übrige Bevölkerung integrieren ließe, Wohnungen in der neuen Weststadt einzuplanen?

*SCHNEIDER*: Das ist insoweit schwierig, als die Mittel für den sozialen Wohnungsbau radikal reduziert worden sind. Die Liste der Wohnungssuchenden, und zwar die dringenden Fälle — mehrere Familien in einer Wohnung, Familie mit vielen Kindern — ist noch außerordentlich groß. Andererseits weiß ich, daß im frei finanzierten Wohnungsbau schon monatelang Wohnungen innerhalb der Stadt Gießen, aber auch in der Nähe Gießens leer stehen. Im übrigen hoffe ich, daß wir durch unsere Kommunale Wohnungsvermittlungsstelle den verheirateten Studenten, die bereits Kinder haben, helfen können.

*REDAKTION*: Viele verheiratete Studenten suchen für ihre Kinder einen Platz im Kindergarten. Wie ist der Stand Ihrer Überlegungen dazu?

*SCHNEIDER*: Das ist eine sehr heikle Sache. Ich kann so sagen, daß wir die Studentenkinder nicht anders behandeln können als die Kinder der anderen Bürger. Das heißt: Wenn die Voraussetzungen erfüllt sind, werden sie genauso in die normalen Kindergärten aufgenommen wie Kinder anderer Bürger. Die Situation wird sich mit Sicherheit in den nächsten Jahren erheblich bessern. Wir sehen das anhand unserer Jahrgangsliste, die wir zur Verfügung haben. Ich bin überzeugt, daß wir ab 1976/77 eigentlich zu 100 Prozent die Kinder in den städtischen Kindergärten unterbringen können.

*REDAKTION*: Ja, die Zahl der Kinder geht zurück, infolgedessen reichen die Kapazitäten dann schließlich aus. Nur könnte das doch für die Stadt Gießen eine Fehlrechnung sein, weil der Anteil der Studenten mit Kindern nicht notwendig absinken muß.

*SCHNEIDER*: Die Stadt Gießen wird ja auch weiter Kindergärten bauen. Weil wir beispielsweise wissen, daß eines Tages die Gruppenstärke heruntersetzt wird und wir deshalb neue Plätze benötigen. Wenn ich jetzt einen Rat geben sollte, dann wäre es der, unter der Trägerschaft des Studentenwerks eine Kindertagesstätte in der Gutenbergstraße einzurichten. Diese Kindertagesstätte würden wir nach den gleichen Grundsätzen für die Einrichtung und für den Betrieb bezuschussen wie unsere eigenen und die der anderen freien gemeinnützigen Träger. Das wäre für die Übergangszeit sicher eine gute Lösung.

Wenn wir dem Vorschlag der Universität folgten, daß wir diesen Kindergarten in den allgemeinen Betrieb miteinbeziehen und für 100 Studentenkinder im gesamten Stadtgebiet Plätze freihalten, würden wir in bestimmten Schwerpunkten auf erheblichen Widerstand der Eltern stoßen, weil ein Studentenehepaar, das gerade in Gießen angekommen ist, dort einen Platz für ein Kind

bekommen könnte, auf den andere Familien unter Umständen seit Jahren warten. Von der praktischen Seite her müßte es so sein, daß eine Kindertagesstätte eingerichtet wird, die bevorzugt Studentenkindern zur Verfügung steht und die nach den gleichen Grundsätzen finanziert wird.

REDAKTION: Wie würde Ihre Finanzierung aussehen?

SCHNEIDER: Wir bezuschussen die Einrichtungskosten und zahlen etwa ein Drittel der allgemeinen Betriebskosten.

REDAKTION: Das Problem der Universität dabei ist, daß das Land die Stellen nicht bewilligt. Die Inneneinrichtung für den Kindergarten hat bereits die Hochschulgesellschaft zugesagt, aber die Stellen fehlen.

SCHNEIDER: Wir könnten ja auch gemeinsam mit dem Land verhandeln!

REDAKTION: Stichwort Studienberatung! Wäre die Stadt bereit, sich mit einem eigenen Beitrag an der Studienberatungsbroschüre der Justus Liebig-Universität zu beteiligen? Diese Broschüre enthält einen Überblick über den Aufbau der Universität, über die einzelnen Fachbereiche, über die verschiedenen Studiengänge und Examensmöglichkeiten. Was jetzt noch fehlt ist eine Information über die Stadt Gießen. Würden Sie sich beteiligen?

SCHNEIDER: Das halte ich für sehr, sehr wesentlich. Denn die Studenten lesen ja nicht unser Informationsblatt.

REDAKTION: Auf diese Weise würde man hier alle erreichen, und ich glaube, es macht doch für die Vertrautheit mit der Stadt etwas aus, wenn man ein wenig über sie weiß.

SCHNEIDER: Wenn Sie uns sagen, wieviel Seiten uns zur Verfügung stehen, werden wir diese Informationsmöglichkeit als Stadt gern nützen.

REDAKTION: . . . und finanzieren Sie den Teil auch?

SCHNEIDER: Ja.

REDAKTION: Wir würden noch gern fragen, wie Sie die Zusammenarbeit zwischen Stadt und Universität auf dem Gebiet der Forschung beurteilen. Vielleicht können Sie uns sagen, welche Formen es schon gibt und welche weiteren Ansätze noch denkbar wären.

SCHNEIDER: Ich stelle es immer auch den Kollegen im Städtetag gegenüber als positiv heraus, daß wir zu verschiedenen Fachbereichen der Naturwissenschaften und der Medizin einen so engen Kontakt gefunden haben, daß wir heute in Form von Arbeitskreisen mit den Wissenschaftlern der Universität zusammenarbeiten. Das war im Anfang der Arbeitskreis Gerontologie, das ist der ganze Bereich der Umweltsicherung und Nahbereichserholung. Ich sehe hier für die Wissenschaft die Möglichkeit, sich in der Praxis zu testen. Ich denke weiterhin an das sehr schwierige Problem der Drogengefährdung, wo wir auch mit verschiedenen Bereichen der Universität eng zusammenarbeiten. Im Bereich ‚Kind in der Gesellschaft‘ beginnt jetzt eine Zusammenarbeit, die

sich mit den Fragen der Ausgestaltung und Anlage der Kinderspielfläche beschäftigt. Die Zusammenarbeit kann man auch auf dem Gebiet des zweiten Weges zum Sport als intensiv bezeichnen, weil wir sehr viele Sportstudenten mit einbeziehen können.

REDAKTION: Haben Sie irgendwelche Forschungsarbeiten außerhalb der hiesigen Universität in Auftrag gegeben?

SCHNEIDER: Nein. Wir versuchen immer, zunächst mit der Universität den Kontakt zu finden. Wir haben auch mit der Fachhochschule einen engen Kontakt aufgebaut. Unser Etat enthält z. B. eine Sonderposition zur Förderung der Wissenschaft und Forschung, die wir im Augenblick schwerpunktmäßig für Umweltschutzmaßnahmen einsetzen.

REDAKTION: Wäre es möglich, daß Sie auf diesem Wege auch Dissertationen und Diplomarbeiten mitfinanzieren?

SCHNEIDER: Auf diese Weise ist bereits eine ganze Reihe von Dissertationen gefördert worden.

REDAKTION: Dann zu den allgemeineren Fragen. Wo sehen Sie die Hauptschwierigkeiten im Verhältnis Stadt und Universität? Was stört Sie, wo ecken Sie an?

SCHNEIDER: Die Frage ist schwer zu beantworten. Ich möchte das eigentlich dem allgemeinen Mangel an Freizeit zuschieben. Es ist selbstverständlich, daß in einer Stadt wie Gießen die Universität nicht so stark die entscheidende Rolle spielen kann, wie das z. B. in einer Stadt wie Marburg der Fall ist. Denn in unserer Geschichte spielen neben der Universität der Dienstleistungsbereich, die Wirtschaft und die Garnison eine entscheidende Rolle. Das ist anders als in Marburg, wo die Universität der dominierende Faktor ist. Ich habe den Eindruck, daß sich die Universität — und hier meine ich sowohl die Lehrenden wie die Lernenden — aus dem gesellschaftlichen Leben dieser Stadt zurückziehen scheint. Denken wir an das Theater, das Vereinsleben oder den sportlichen Bereich — man findet selten Wissenschaftler oder Studenten, die sich hier besonders stark engagieren würden.

REDAKTION: Immerhin ist aber die Universität für die Stadt außerordentlich wichtig. Rein wirtschaftlich ist sie wahrscheinlich der wichtigste Einzelfaktor . . .

SCHNEIDER: . . . und auch durch die Forschung zur Weiterentwicklung der Stadt!

REDAKTION: Auf der andere Seite leben aber beide getrennt nebeneinander her.

SCHNEIDER: Von Behörde zu Behörde stehen wir ständig in Kontakt. Nur nach außen fällt das nicht auf.

REDAKTION: Könnte man nicht durch eine engere Zusammenarbeit der Pressestellen die Verbindungen verbessern? Die Universitätspressestelle ist aller-

dings völlig mangelhaft ausgerüstet. Sie müßte deshalb durch den städtischen Pressereferenten auf Vorgänge in der Stadt regelmäßig hingewiesen werden.

*SCHNEIDER*: Warum tritt eigentlich die Universität nicht stärker nach außen in Erscheinung, etwa mit Vorträgen allgemeiner Natur? Wenn wir unsere Kommunikationszentren einmal gebaut haben, werden Sie in den einzelnen Stadtteilen die Möglichkeit haben, auch die Leute zu erreichen, die zu bequem sind, um wieder in die Innenstadt zu fahren. Das wäre eine Möglichkeit, mehr Interesse bei der Bevölkerung zu wecken.

REDAKTION: Sie meinen also, die Universität sollte sich mehr an die Öffentlichkeit wenden . . .

*SCHNEIDER*: Richtig! Denn was dringt denn von der Universität nach außen. Wenn man auf die Zeitungen angewiesen ist, könnte man glauben, die ganze Universität bestünde nur aus Diskussionen.

REDAKTION: Zwar ist heute die Zeit der großen Straßenaktivitäten der Studenten vorbei. Aber gewisse politische Einflüsse von aktiven Studentengruppen sind nach wie vor vorhanden. Spüren Sie das oder merken Sie nichts davon?

*SCHNEIDER*: Die Ausstrahlungskraft, die Progressivität der Studenten in den Jugendorganisationen hat sich auch hier in Gießen bemerkbar gemacht. Heute wird bei der Jugend nicht nur über vermeintliche Großprobleme der Politik diskutiert, sondern man macht sich auch Gedanken über die Gestaltung des engeren Bereiches, z. B. hier in der Stadt Gießen.

REDAKTION: Sie sagten, die Studenten machen sich bemerkbar durch ihre Progressivität. Was verstehen Sie darunter?

*SCHNEIDER*: Ich denke an das Problem Kinderspielplätze, Freizeiteinrichtungen, Jugendzentrum. Die Studenten haben innerhalb der Jugendgruppen der Parteien darüber diskutiert und stimulierend gewirkt.

REDAKTION: Welchen Einfluß der Studenten sehen Sie als negativ an?

*SCHNEIDER*: Das Problematische würde ich darin sehen, daß die Studenten durch ihre dialektische Schulung Dinge durchsetzen konnten, ohne die Hintergründe oder Erfahrungen zu berücksichtigen, die ja auch bei der Beurteilung einer Tatsache mit erforderlich sind. Wir sind heute in einem Stadium — jetzt muß ich also als Mitglied einer Partei sprechen —, wo wir wieder anfangen können zu diskutieren. Es war lange Zeit so, daß es gar keine Diskussionen gab und es wurde mehr durch Taktik etwas durchgesetzt. Aber heute kann man wieder diskutieren.

REDAKTION: Dann ist also die stürmische Zeit des Aufeinanderprallens vorüber?

*SCHNEIDER*: Ja.

REDAKTION: Vielen Dank Herr Oberbürgermeister, daß Sie uns Ihre Zeit zur Verfügung gestellt haben.

## Interview mit dem Präsidenten Prof. Dr. Paul Meimberg

REDAKTION: Die heutige Universität hat sich Gießen nicht selber als Standort gewählt, sondern hat ihn vorgefunden. Wir möchten gern von Ihnen, Herr Präsident, wissen, ob Sie meinen, daß der Standort Gießen heute auch Vorteile für die Universität hat.

MEIMBERG: Ich sehe einen Vorteil darin, daß die Stadt Gießen trotz ihrer begrenzten Größe sehr vielseitig zusammengesetzt ist. Sie ist keine einseitige Universitätsstadt wie etwa Marburg oder Tübingen. In Gießen ist die Universität eine bedeutende, aber nicht die dominierende Komponente im Wirtschafts- und Sozialleben der Stadt. Darin und in der Nachbarschaft zur Stadt Wetzlar mit ihrer gewichtigen Industrie sehe ich einen ausgesprochenen Vorteil. Natürlich ist auch die hervorragende Verkehrslage Gießens für die Universität ein Positivum.

REDAKTION: Wie beurteilen Sie die Größe der Stadt?

MEIMBERG: Das muß man von mehreren Seiten sehen. An sich ist die Einwohnerzahl der Stadt Gießen — gemessen an der Zahl der Mitglieder der Universität — eigentlich zu klein. Gießen hat etwa 75 000 Einwohner, die Universität hat mit all ihren Bediensteten und Studenten heute über 17 000 Mitglieder.



Universitäts-Hauptgebäude

Foto: Kaupe

Und sie wird in wenigen Jahren auf 20 000 angewachsen sein. Diese Besonderheit Gießens zwingt dazu, das Problem Universität und Stadt — das wurde ja auch von Herrn Schneider angesprochen — nicht mehr ausschließlich unter dem Aspekt der engen Grenzen der Stadt, sondern des Raumes Gießen zu betrachten. Die Universität ist in vieler Hinsicht über die Grenzen der Stadt Gießen hinausgewachsen. Dieser Aspekt ist von Jahr zu Jahr wichtiger geworden. Das zeigt sich nicht nur daran, daß die Professoren, also die Dauermitglieder der Universität, sich mehr und mehr außerhalb von Gießen ansiedeln. Auch unsere Studenten müssen immer weiter von Gießen entfernt wohnen. Dazu kommt, daß die wirtschaftlichen und persönlichen Beziehungen zwischen der Universität und ihrem Umland mehr und mehr über die Stadt Gießen hinausgehen. Das Geld, das von der Universität und ihren Mitgliedern ausgegeben wird, bleibt nicht mehr in den engen Grenzen der Stadt. Aus dieser Sicht heraus ergibt sich eigentlich keine spezifische Umgrenzung unseres Standortes. Das Problem Lahnstadt stellt sich aus der Sicht der Universität etwas anders dar als aus der Sicht der Stadtverwaltung. Unsere Beziehungen zur Umgebung, insbesondere die Wohnbeziehungen, entwickeln sich weniger in Richtung Wetzlar, und mehr in einem Kreis um Gießen, wo der Nahverkehr eine ganz entscheidende Rolle spielt. Die Frage, ob die Lahnstadt für uns die Planungssituation verbessert, habe ich bisher verneint, weil wir eine Ausweitung unserer Hochschuleinrichtungen über den Bereich hinaus, den wir im Augenblick haben, gar nicht wünschen.

REDAKTION: Herr Meimberg, Gießen ist demnach als Standort bisher eher günstig für die Universität. Umgekehrt gefragt: Worin sehen Sie die Bedeutung der Universität für die Stadt?

MEIMBERG: Die Bedeutung der Universität für die Stadt liegt auf verschiedenen Ebenen. Mir scheint der wirtschaftliche Einfluß besonders wichtig zu sein. Die Universität hat einen Jahresumsatz von 300 Millionen Mark, von dem ein sehr großer Teil im Raum Gießen bleibt. Mit rund 6000 Dauerbediensteten ist sie der weitaus wichtigste Arbeitgeber in der Stadt. Der Fortfall der Universität mit diesem wirtschaftlichen Potential würde zu einer ganz entscheidenden Schwächung für die Stadt und den Raum Gießen führen. Das ist die eine Seite, die andere ist die geistige, kulturelle Beziehung zwischen Universität und Stadt, ihre Ausstrahlung durch Lehre, Vorträge, Studium generale, Gästeaustausch. Die Kommunikation von Wissenschaftlern und Studenten mit Bürgern aus verschiedenen Gesellschaftsschichten und Berufen ist auch für letztere ein Gewinn. Denken Sie etwa an die Kontakte, die in Vereinigungen der verschiedenen Art bestehen. Denken Sie aber auch an die Verflechtungen mit der Forschung. Herr Schneider hat ja schon auf die Arbeitsgemeinschaften hingewiesen, die von der Stadt angeregt worden sind: Umwelt, Gerontologie und Kinderfürsorge. Wichtig erscheint mir auch die Tatsache, die ich aller-

dings nicht quantifizieren kann, daß in Gießen in besonders starkem Maße Lehrer ausgebildet werden. Die damit verbundene Forschung strahlt auch auf Gießener Schulen aus. Der Austausch zwischen Lehrkräften und Lehrern an den Schulen ist sicherlich nicht gering einzusätzen. Ein weiterer Vorteil für die Stadt ist natürlich die Krankenversorgung durch die Universitätskliniken. Sie ist für Gießen so bedeutend, daß die Stadt kein eigenes Krankenhaus braucht. Sie erhält durch die Universität eine Fülle sehr differenzierter ärztlicher und pflegerischer Dienste.

REDAKTION: Rein wirtschaftlich gesehen hat die Universität also die Bedeutung einer großen Industrieansiedlung. Zusätzlich bietet sie noch weitere Vorteile für die Stadt. Daher scheint die Frage berechtigt: Was tut die Stadt für die Universität? Schafft sie infrastrukturelle Voraussetzungen für ihre Entwicklung? Stellt sie ausreichend Gelände zur Verfügung?

MEIMBERG: Grundsätzlich ist die Stadt immer bereit gewesen, der Universität bei ihrer starken Expansion zu helfen. Ein Handicap dabei, das ist auch von Herrn Schneider angesprochen worden, ist die Tatsache, daß wir in unsere heutige Größe nicht planend hineingehen konnten, sondern, ich darf mich mal so ausdrücken, hineingeschlittert sind. Wir konnten nicht vorhersehen, welche Ansprüche wir im Hinblick auf Raum- und Infrastruktur an die Stadt stellen mußten. Nachdrücklich muß ich unterstreichen, was Herr Schneider gesagt hat, daß wir in der Planung Stadt—Universität auf Landesebene zu wenig unterstützt worden sind. Viele Entscheidungen, die dort getroffen wurden, kamen für die Stadt und für uns oft sehr plötzlich und unerwartet. Hinsichtlich der Geländebeschaffung haben wir seitens der Stadt durchaus Unterstützung bekommen. Das Verhältnis zwischen Universität und Stadt sehe ich auf diesem Gebiet so — man mag das für einen Vor- oder Nachteil halten —, daß wir im wesentlichen wie Geschäftspartner miteinander verhandelt haben. Die Stadt hat ihrerseits — und muß es wohl auch — bei solchen Gelände- und Infrastrukturproblemen weitgehend versucht, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, dabei aber für sich selber keine Nachteile, sondern eher weitere Vorteile einzuhandeln. Nehmen wir etwa das Problem Osttangente. Wir sind selbstverständlich mit der Stadt daran interessiert, daß unsere Baugebiete verkehrsmäßig gut miteinander verbunden sind. Ähnlich ist es mit dem Nahverkehr. Da wurde bisher keine spezifische Rücksicht auf Verkehrsbedürfnisse der Universität genommen. Ich denke hier etwa an das Beispiel der bisherigen AfE. Wir haben versucht, herauszufinden, wie viele Studenten und Wissenschaftler abends von dort nach Hause fahren. Das Ergebnis war negativ. Hier hätte die Stadt die Entscheidung über die Einrichtung einer Buslinie nicht von der im ganzen dubiosen Erhebung abhängig machen, sondern eine Weile versuchen sollen, die Entwicklung zu beobachten. Ich weiß allerdings nicht, wie weit sie in der Lage gewesen wäre, großzügiger zu sein. Die Stadt ist ja auch zu ratio-

nalem Handeln gezwungen, weil diese Dinge viel Geld kosten und weil sie mit ihrer knappen finanziellen Ausstattung sorgfältig abwägen muß, wo ihre Mittel vorrangig einzusetzen sind.

REDAKTION: Herr Meimberg, Sie sagten vorhin, wenn Universität und Stadt verhandeln, dann geschieht das als Verhandlung unter Geschäftspartnern. Welchen Eindruck haben Sie: Ist die Stadt bereit gewesen, für die besonderen Schwierigkeiten der Universität auch besonderes Verständnis aufzubringen, oder hat sie die Universität als eine Kuh behandelt, die man melken kann?

MEIMBERG: Um das Positive vorweg zu sagen: Ich glaube, daß die Ausweitung der Baugebiete im Schifftenbergertal und am Leihgesterner Weg für die Stadt eine Entscheidung war, die sie sich schwer abringen mußte zugunsten der Universität. Immerhin wurden dadurch bestimmte Gebiete im städtischen Ausdehnungsgebiet praktisch blockiert. In dieser Beziehung hat sie sich wirklich für die Interessen der Universität deutlich eingesetzt. In anderer Hinsicht meine ich allerdings, daß das Verhältnis der Stadt zur Universität nicht etwa so ist, daß die Universität ihr liebstes Kind wäre, für das man etwas Besonderes tut. Man hat zwar Absichtserklärungen abgegeben, z. B. eine Stiftungsprofessur und die Beteiligung am Schwesternwohnheim in Aussicht gestellt. Solche Dinge wurden aber nicht realisiert. Wenn es zur Entscheidung kam, dann löste sich alles in Luft auf. Auch bei der uns im Augenblick drückenden Problematik des Kindergartens habe ich von der Stadt eine großzügigere Behandlung erwartet. Da sollte man mehr berücksichtigen, was die Universität Gießen für die Stadt bedeutet und daß sie sich ja immerhin stolz Universitätsstadt nennt. Der Kindergarten ist gar nicht so ein riesiges Problem. Aber wir können es allein nicht lösen.

MEIMBERG: Wie könnte die Lösung der Kindergartenfrage nach Ihrer Ansicht aussehen?

REDAKTION: Eine Einrichtungsbeihilfe, die uns die Stadt nach dem Interview von Herrn Schneider zu geben bereit ist, brauchen wir nicht. Die Einrichtung wird ja von der Gießener Hochschulgesellschaft zur Verfügung gestellt. Das Haus haben wir auch. Was wir aber brauchen, ist der laufende Betrieb und das ist mit Mitteln des Landes und der Universität einfach nicht zu machen, weil wir keine Stellen für das entsprechende Personal haben. Wir sind auch nicht autorisiert, solche Stellen zu schaffen. Grundsätzlich meine ich, die Stadt müßte berücksichtigen, daß Studentenkinder oder Studentenehepaare in einer ganz anderen Situation sind als die in Gießen ansässigen Familien. Wenn ein junges Ehepaar in Gießen wohnt, kann es seine Kinder frühzeitig im Kindergarten anmelden. Studentenehepaare sind in dieser Hinsicht benachteiligt. Sie erhalten von einem Tag auf den anderen die Zulassung zum Studium, kommen mit den Kindern in Gießen an und müssen — sofern beide

Elternteile studieren — irgendeinen Weg finden, die Kinder unterzubringen. Diese Sondersituation hat uns veranlaßt, das Kindergartenproblem aufzugreifen, obwohl das im Grunde genommen in der Bundesrepublik ausschließlich Aufgabe der Kommune ist. Schließlich sind die verheirateten Studenten ja auch Bürger der Stadt Gießen. Es ist falsch, sie nur als vorübergehende Gäste anzusehen. Praktisch sind ja immer wieder Studentenehepaare da; als Dauererscheinung innerhalb der Stadt muß einfach auch für sie gesorgt werden.

**REDAKTION:** Was halten Sie von dem Vorschlag des Oberbürgermeisters, daß Stadt und Universität gemeinsam mit der Landesregierung verhandeln, damit die Kindergartenstellen vielleicht doch noch bewilligt werden?

**MEIMBERG:** Wir haben einen umfangreichen Schriftwechsel mit dem Lande in dieser Angelegenheit geführt und erhielten immer wieder die Antwort, weder das Kultusministerium oder das Finanzministerium, noch das Sozialministerium sei zuständig. Ich verspreche mir deshalb von diesem Plan nichts mehr. Auch wenn ein Mitglied der Stadt an solchen Verhandlungen teilnähme, würde nichts dabei herauskommen. Die entsprechenden Behörden könnten der Universität das Geld nicht geben, weil die gegenwärtig geltenden Richtlinien dem entgegenstehen.

**REDAKTION:** Dann liegt der Schwarze Peter doch eindeutig bei der Stadt.

**MEIMBERG:** Nach unserer Auffassung ja. Unser Angebot, das Haus und die Einrichtung zur Verfügung zu stellen, ist bereits mehr, als wir eigentlich tun müßten.

**REDAKTION:** Abgesehen vom Kindergarten, bei welchen Schwierigkeiten könnte und sollte die Stadt der Universität etwas nachdrücklicher helfen? Wo bestehen nach Ihrer Meinung weitere spürbare Leistungslücken?

**MEIMBERG:** Aus der Sicht der Universität stellt sich z. B. die Frage, ob die Stadt hinsichtlich der Wohnraumbeschaffung für Universitätsmitglieder in der Vergangenheit genug getan hat. Viele weichen auf andere Orte aus — zum Nachteil Gießens.

**REDAKTION:** Das liegt aber vielleicht auch daran, daß Gießen als Stadt sehr wenig zu bieten hat. Nicht nur für Universitätsangestellte, sondern auch für Studenten, also für 12 000 junge Leute.

**MEIMBERG:** Die Tatsache, daß Gießen keine reine Universitätsstadt ist, ist sicherlich ein Nachteil für zahlreiche Studenten. Wo soll ein Student in Gießen z. B. am Abend hingehen? Da gibt es nicht viel, abgesehen von den wenig erfreulichen Kellerlokalen. Es wäre sicherlich gut, wenn sich die Gießener Geschäftsleute darüber Gedanken machen würden. Als Käufer ist der Student doch durchaus interessant und erwünscht.

REDAKTION: Herr Meimberg, der Oberbürgermeister hat gesagt, die Universität soll sich mehr der Öffentlichkeit darstellen, solle mehr unternehmen im Hinblick auf Vorträge, die der interessierten Bevölkerung zugänglich sind, sollte Tage der offenen Tür einführen. Meinen Sie, daß sich die Universität etwas mehr um Werbung für sich selber kümmern sollte?

MEIMBERG: Das ist durchaus eine richtige Anregung. In den letzten Jahren konnten wir ihr allerdings nicht folgen. Die Universität war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie gar nicht in der Lage war, sich auf akademische Weise nach außen zu präsentieren. Sie mußte erst einmal versuchen, mit ihren internen Problemen fertig zu werden. Ich glaube jedoch, daß der Zeitpunkt wieder heranrückt, zu dem eine stärkere Verbindung zur Stadt gesucht werden kann, die früher an der sehr viel kleineren Universität bestanden hat. Man muß allerdings auch berücksichtigen, daß bestimmte Veranstaltungen, z. B. unsere Jahresfeier, die früher das Verhältnis zur Stadt festigten, heute nicht mehr durchgeführt werden können. Trotzdem sollten wir uns Gedanken machen, was wir unternehmen könnten, um der Universität im Bewußtsein der Gießener Öffentlichkeit wieder mehr Profil zu geben. Allerdings muß ich hervorheben, daß wir uns ungeachtet all der Schwierigkeiten bemüht haben, der Stadt etwas zu bieten. Da ist etwa unser Studium generale. Trotz des antiken Namens ist es bewußt sehr gegenwartsnah gehalten, auch im Hinblick auf die Gießener Bürger. Sie wurden durch einen Teil der Veranstaltungen direkt angesprochen. Freilich hätte ihre Beteiligung größer sein können. Es ist die Frage, ob das Interesse seitens der Stadt für solche Veranstaltungen noch so groß ist wie früher. Öffentliche Vorträge sind ja heute nicht mehr so gefragt, vor allem dann nicht, wenn sie wissenschaftliche Themen haben.

REDAKTION: Ich möchte auf die vorangegangene Frage noch einmal zurückkommen. Gibt es Probleme, bei deren Behandlung Sie ein größeres Engagement der Stadt vermißt haben? Wie steht es z. B. mit den Verhandlungen über neue Grundstücke für Studentenwohnheime? Sind inzwischen Vorstellungen vorhanden, wie groß ein Studentenwohnheim hinter dem Strahlenzentrum werden könnte? Und wie beurteilen Sie das Angebot des Oberbürgermeisters, Gelände in Allendorf zur Verfügung zu stellen? Wäre das geeignet für die Universität?

MEIMBERG: Ich glaube, es eignet sich nicht, weil es zu weit weg liegt. Prinzipiell wollen wir keine übergroßen Studentendörfer, sondern in einer vernünftigen Entfernung zu den einzelnen Einrichtungen der Universität gestreut mehrere Schwerpunkte für studentisches Wohnen schaffen. Wir denken dabei nach wie vor an das Gelände jenseits des Strahlenzentrums, das uns für ein Wohnheim mit etwa 1000 Plätzen als geeignet erscheint. Darüber hinaus brauchen wir aber weiteres Gelände. Die Stadt hat uns einmal zugesagt, sie

würde in der Weststadt einen Bereich für ein studentisches Wohnheim freilassen. Davon ist heute nicht mehr die Rede. Offenbar haben sich die Meinungen in der Stadt geändert. So etwas stört uns natürlich manchmal. Umgekehrt kann uns die Stadt jedoch auch vorwerfen, daß Absprachen, die vorher getroffen worden waren, wieder rückgängig gemacht wurden, weil neue Gesichtspunkte auftraten. Genauso wie der Oberbürgermeister das von uns erwartet, wünschen wir eine stärkere Verbindlichkeit in den Aussagen, so weit sie die Planung betreffen.

REDAKTION: Hat nicht der Koordinierungsausschuß, der nun seit mehreren Jahren besteht, die gegenseitige Abstimmung erleichtert?

MEIMBERG: Dieser Koordinierungsausschuß ist auf Initiative der Stadt entstanden mit dem berechtigten Anliegen, alle Partner an einen Tisch zu bringen. Ich würde allerdings jetzt sagen, nachdem er mit Mühe ein paar Mal in ziemlich großen zeitlichen Abständen getagt hat, daß jeder Sitzung eine Besprechung zwischen Stadt und Universität vorausgehen sollte. Diesem Ausschuß gehören Stadt, Universität, Kultus- und Finanzminister an. Viele Fragen, die er behandelt, betreffen in erster Linie die Stadt und die Universität und erst in zweiter Linie das Kultus- und das Finanzministerium. Stadt und Universität müßten also mehr als bisher versuchen, mit einem gemeinsamen Konzept an die obere Ebene heranzutreten. Ich habe den Eindruck, daß wir durchaus zu einem gemeinsamen Standpunkt kommen könnten. Was die Planungsaufgaben hier anbelangt, ziehen wir an einem Strang. Wir sollten sie nicht erst im Koordinierungsausschuß miteinander besprechen.

REDAKTION: Wir danken Ihnen, Herr Präsident, für die Informationen.

Fritz Koch

## Die Entwicklung der Kinderklinik in Gießen\*

Im September 1912 wurde die erste Kinderklinik in Gießen nach nur 13 Monaten Bauzeit durch Herrn *Prof. Hans Koeppe* eröffnet. Im Juni 1972, also 60 Jahre später mit nur wenigen Monaten Differenz, konnte die neue Klinik mit den ersten Patienten belegt werden. Anlaß genug, sich einmal mit der Entwicklung der Kinderklinik und damit der Kinderheilkunde in Gießen zu beschäftigen. Wenn ich dazu gebeten wurde, so hat dies seinen Grund darin, daß ich von dieser 60jährigen Geschichte 33 Jahre miterleben und zum Teil maßgebend gestalten durfte.

Wie jede Geschichtsschreibung, so wird auch diese nicht völlig frei von subjektiven Momenten, ja zum Teil von anekdotenhaftem Charakter sein, doch glaube ich, daß gerade sie geeignet sind, einerseits die Tiefen der Entwicklung – ja die Existenzbedrohung – der Klinik aufzuzeigen, andererseits weisen sie die jüngeren Kollegen einmal darauf hin, unter welch unvergleichlich günstigeren Bedingungen sie selbst heute arbeiten können.

---

\*) Vortrag anlässlich der Einweihung der Kinderklinik am 27. Januar 1973



Abb. 1: Außenansicht der Universitäts-Kinderklinik

Foto: Gruhne

Im Gegensatz zur Entwicklung einiger Nachbarländer, nicht zuletzt aufgrund der dort vielfältig bestehenden Findelhäuser, kam die Kinderheilkunde im 19. Jahrhundert in Deutschland nur langsam in Fluß. Die Denkschrift des Stettiner Arztes August Steffen von 1874 an die Medizinischen Fakultäten Deutschlands, Kinderkliniken zu errichten und allgemein Vorlesungen über dieses Fach abzuhalten, wurde von diesen einmütig abgelehnt. Die Betreuung kranker Kinder oblag einerseits dem Geburtshelfer, andererseits dem Internisten, da das Kind nur als kleinere Ausgabe des Erwachsenen galt.

Zur näheren Illustration der Situation drei kurze historische Fakten:

*Historische Fakten*

1884 scheuten sich die Ärzte in den USA nicht, einzugestehen, daß die Großmütter mehr von Säuglingen verstanden, als sie selbst. Speziell Säuglinge galten für »*nasse, stinkende Menschenwesen, die lebten und starben, wie es Gott oder der Zufall wollte*«. 1907 erklärte der Ärztliche Kreisverein Offenbach: »Die Bezeichnung Kinderarzt bzw. Spezialarzt f. Kinderheilkunde für nicht der Würde des ärztlichen Standes entsprechend.« 1929 ordnete der Gutachterausschuß des Deutschen Ärztebundes an, daß die Tätigkeit des Kinderarztes auf Konsiliarpraxis zu beschränken sei und daß Kinderärzte nur dann Stellen in der Schulfürsorge und als Impfärzte erhalten sollten, wenn sich keine praktischen Ärzte beworben hätten. Dies, nachdem es endlich gelungen war, 1901 den einsemestrigen Unterricht in Kinderheilkunde obligatorisch zu erklären, was einige deutsche Universitäten überhaupt nicht erfüllen konnten, bzw. nachdem 1918 die Kinderheilkunde als Prüfungsfach anerkannt worden war.

*Kinderarzt  
nicht standesgemäß*

Diesen Fakten gegenüber kann sich die Universität Gießen bezüglich der Kinderheilkunde als sehr fortschrittlich bezeichnen, wurde doch hier bereits 1843 ein spezielles Kolleg über Kinderheilkunde mit 5 Wochenstunden im Vorlesungsverzeichnis von Repetent *Wetter* angekündigt, ein bisher unbekanntes historisches Faktum, das ich Herrn Kollegen *Rupp* verdanke!

*Gießener Kolleg über  
Kinderheilkunde*

Jahrzehnte lang hat der Gynäkologe *Birnbaum*, nachdem er von 1868 bis 1872 kommissarischer Chef der Frauenklinik gewesen war, dann aber durch *Kehrer* in dieser Funktion ersetzt wurde, Kinderheilkunde bis zu seinem Tode 1894 gelesen.

1894 ließ sich Hans *Koeppe* als praktischer Kinderarzt in Gießen nieder, nachdem er eine umfassende Ausbildung teils im In-, teils im Auslande erfahren hatte. 1898 habilitierte er sich für Kinderheilkunde. Seitdem wird in Gießen ununterbrochen Kinderheilkunde gelehrt, so daß Gießen dem Erlaß von 1901 für den einsemestrigen Unterricht im Gegensatz zu vielen anderen Universitäten problemlos gerecht werden konnte, doch war das Neugeborene noch lange Zankapfel zwischen Geburtshelfer und Pädiater. *Jaschke* war zeitlebens der Ansicht, daß für das Neugeborene nur der Geburtshelfer zuständig sei. So

*Einsemestriger  
Unterricht*

durfte der Pädiater *noch* 1939 ohne seine persönliche Genehmigung das Neugeborenenzimmer nicht betreten und als ich dies einmal — in seiner Abwesenheit von seinen Assistenten zum Konsilium gerufen — getan —, wurde ich — da Jaschke unerwartet zurückkam — schleunigst über den Keller hinausgeleitet!

Ältere Kinder wurden vom Internisten betreut. Von diesen sei nur auf einen verwiesen, auf *Sticker*, der 1898 als erster zusammen mit seinem Doktoranden *Berberich* das Erythema infectiosum, oder die Ringelröteln, beschrieb, eine Tatsache, die wohl nur wenigen hier in Gießen bekannt sein dürfte!

*Private  
Kinderpoliklinik*

Im Jahre seiner Habilitation 1898 gründete *Koepp*e eine private Kinderpoliklinik in einem Anbau des Hauses Frankfurter Str. 10, welcher heute noch in seinen damaligen Umrissen steht.

Die verschiedenen Bestrebungen, in Hessen eine Säuglings- und Mutterfürsorge zu entwickeln, führten anlässlich der Geburt des Erbgroßherzoges Donatus am 4. 12. 1906 zu einem großherzoglichen Erlaß, der die Bildung der Zentrale für Mütter- und Säuglingsfürsorge in Hessen brachte.

*Zentrale für Mütter-  
und Säuglingsfürsorge*

Die Verdienste *Koepp*es um die Schaffung dieser Zentrale fanden in seiner Ernennung zu ihrem ständigen ärztlichen Leiter ihre Würdigung. Nach eingehenden und schwierigen Vorarbeiten — denn ein Vorbild gab es nicht — nahm die Zentrale im Jahre 1909 ihre Tätigkeit auf.

In den Richtlinien für die Organisation heißt es:

»Ein Hauptmittel im Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit ist die gute Ausbildung der Ärzte in der Kinderheilkunde. Dies ist am besten und nachdrücklichsten zu fördern durch eine Universitäts-Kinderklinik. Die Kinderkliniken dienen zwar in erster Linie dem Unterricht der angehenden Ärzte, doch liegt ihre Bedeutung auch außerdem darin, daß sie für die Ausbildung des notwendigen Pflegepersonals kaum zu entbehren sind. Sie stehen im Dienste der Säuglingsfürsorge und beteiligen sich in hervorragender Weise an der Lösung dieser wichtigen sozialen Aufgabe. Bei uns in Hessen dürfte die Errichtung einer solchen Klinik anzustreben sein.«

Ein Ziel, das der damaligen Zeit weit vorauseilte und gar nicht genug hervorgehoben werden kann. Es wurde 1911 erreicht. Die Mittel für die Errichtung einer Universitäts-Kinderklinik in der Friedrichstraße 16 kamen aus der großherzoglichen Ernst-Ludwig- und Eleonoren-Stiftung bzw. der Zentrale für Mütter- und Säuglingsfürsorge in Hessen, Darmstadt. Das Gebäude bot Platz für 40 Kinderbetten sowie einige Betten für Mütter, Schwestern und Schwesternschülerinnen.

*Universitäts-  
Kinderklinik*

Auf die Einweihung 1912 wurde bereits hingewiesen. Es war klar, daß auf die Dauer gesehen die Zentrale als Kostenträger nicht in Frage kommen konnte. So wurde bereits am 1. 4. 1916 die Klinik in die Verwaltung der Univ.-Kliniken übernommen und die Klinik selbst am 1. 4. 1917 endgültig für den Selbstkostenpreis von 100 000 RM durch die Universität von der Zentrale erworben

Diese Klinik erlebte in den folgenden Jahrzehnten ein außerordentliches Schicksal mit Tiefen und Höhen, wie sie kaum eine andere Klinik aufzuweisen hat. Schon bald stellte sich heraus, daß sie viel zu klein war. Die Raumnot, besonders in der Infektionsabteilung, bereitete immer wieder die größte Sorge. Um die infektionskranken Kinder aus dem Hause zu entfernen, wurde im Sommer 1924 im Hof eine Baracke aufgeschlagen, die bis zum Sommer 1925 wenigstens die größte Not linderte. Dann gelang es, das Isolierhaus der Augenklinik in der Friedrichstraße 18, die heutige Kliniksapotheke, als Infektionshaus für die Kinderklinik frei zu machen. Wie dieser Entschluß der Fakultät aber von dem Leiter der Augenklinik, *Jess*, aufgenommen wurde, zeigt seine Verordnung, die es den Ärzten und Schwestern der Kinderklinik verbot, durch den Vorgarten seiner Klinik in das Infektionshaus zu gehen, diese vielmehr zwang, die dahinter gelegene Straße zu benutzen, ein Vorgang, der noch mehrfach die Fakultät beschäftigte.

*Raumnot*

Noch Koeppe war es 1927 vergönnt, die Klinik weiter auszubauen und zu vergrößern. Dieser Ausbau erwies sich als außerordentlich schwierig, da der erste Diskussionsvorschlag eine neue Kinderklinik auf dem Gelände zu erbauen, auf dem wir uns heute befinden, abgelehnt wurde, so daß die Erweiterung in einem Anbau an das bestehende Gebäude auf sehr beschränktem Raum erfolgen mußte. Mit diesem Erweiterungsbau erreichte die Klinik unter Koeppe einen Höhepunkt. Ihn zu ehren erhielt die poliklinische Bettenstation die Bezeichnung: »Station Koeppe.«

*Erweiterungsbau*

Bereits mit Koeppes Emeritierung 1933 unter seinem Nachfolger *John Duken*, der bis 1938 hier in Gießen verblieb, setzte aber — durch die politischen Verhältnisse erzwungen — ein Niedergang ein. Auf Beschluß der Fakultät mußte das Infektionshaus geräumt werden, um Platz zu schaffen für ein Institut für »Erb- und Rassenhygiene«. Die infektionskranken Kinder wurden wieder in die eigentliche Klinik genommen, ein Faktum, welches ich selbst, als ich 1939 meine Stelle hier in Gießen als Oberarzt antrat, noch vorfand. Die Infektionsabteilung beschränkte sich auf 5 nebeneinander gelegene Räume, die nicht voneinander zu trennen waren, so daß in sehr sehr vielen Fällen Hausinfektionen nicht zu vermeiden waren.

*Rückschläge*

Nach dem Weggang von Duken nach Heidelberg führte *Prof. Paul Frick*, der sich 1930 noch unter Koeppe habilitiert hatte, die Kinderklinik, bis am 1. 4. 1938 *Prof. Walter Keller*, ein Schüler von *Ernst Moro*, die Leitung der Klinik übernahm. Ihm gelang es in zähem Ringen und unter Überwindung vieler Schwierigkeiten den Ausbau der Klinik zu einem zweiten Höhepunkt zu führen.

1939 wurde ein eigenes Schwesternhaus im Hause Söetber an der Frankfurter Straße eröffnet, wodurch im Haupthaus neue Stationen geschaffen wurden. 1940 gelang es endlich gegen schwersten Widerstand die eine Hälfte des sog.

*Weiterer Ausbau*

Beamtenhauses — der heutigen Verwaltung — zu einem Infektionshaus auszubauen. 1941 wurde im Gelände der Heil- und Pflegeanstalt in der Licher Straße das sog. Waldhaus ebenso für infektionskranke Kinder eingerichtet. 1942 reservierte man es wegen Ansteigen der Tuberkulose nur noch für tuberkulosekranke Kinder.

Erst die drohende Bombardierung der Städte, und speziell auch Gießens, führte 1944 zur Räumung des zweiten Teiles des Beamtenhauses, und damit zur Erweiterung der Klinik.

Vor ihrer Zerstörung am 6. Dezember 1944 war somit ein Höhepunkt in der baulichen Entwicklung geschaffen, insofern, als die Klinik nun über das Haus in der Friedrichstraße 16, das Infektionshaus, die heutige Verwaltung, das Schwesternwohnheim in der Frankfurter Straße, das Waldhaus in der Heil- und Pflegeanstalt und seit 1941 über ein angegliedertes Kinderheim in der Licher Straße verfügte.

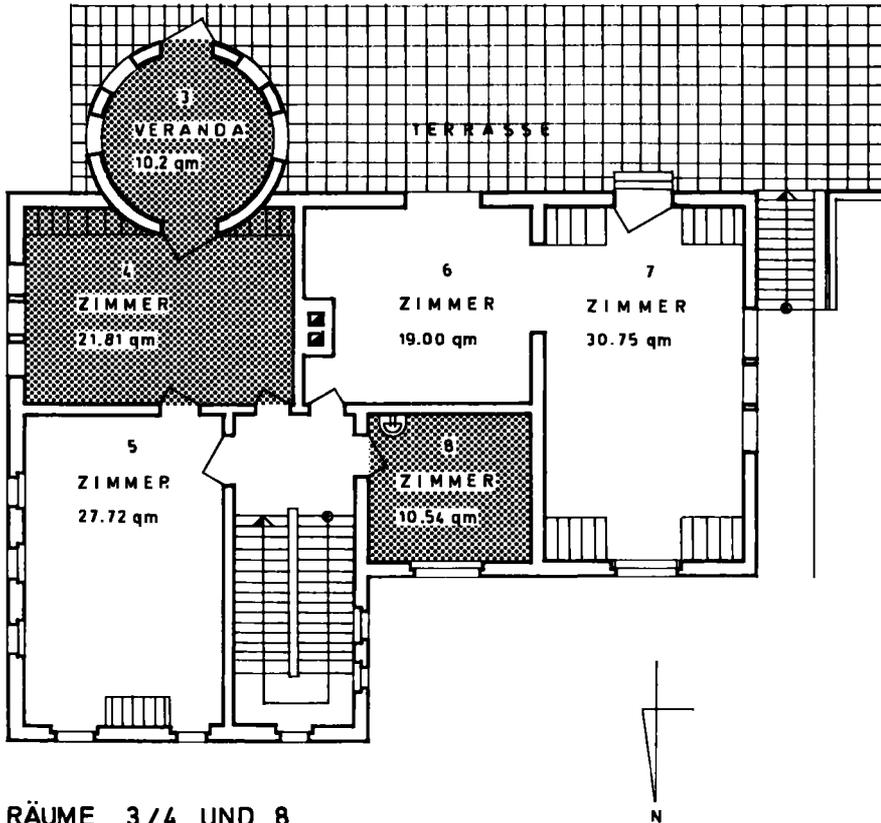
*Zerstörung* In einer einzigen Nacht, dem 6. 12. 1944, wurde durch den Bombenterror all dies zerstört! Nur das Waldhaus blieb erhalten. Trotz notdürftig von der Belegschaft errichteter Schutzräume kamen eine Ärztin, 16 Schwestern und 16 Kinder ums Leben. Nach vorübergehender stundenweiser Unterbringung der Kinder in Häusern der Nachbarschaft wurde die Klinik in das Schulgebäude nach Hungen verlegt.

*Provisorien* Nach dem Ausscheiden von Prof. W. Keller bei Kriegsende und vorübergehender Leitung der Klinik durch die älteste Assistentin, Frau *Dr. Marlene Spira*, übernahm ich selbst am 1. Juli 1946 die Leitung der Klinik. Noch unter Frau Spira wurde die Rückkehr der Kinderklinik nach Gießen vorbereitet. Es gelang uns, in dem Elternhause von Frau *Dr. Wille-Pauly* in der Wilhelmstraße 32 eine bescheidene Poliklinik (52,5 qm — bei einem Durchgang von ca. 5000 Patienten im Jahre 1946!) einzurichten und das Haus Ludwigstraße 76 zu einer vorläufigen Klinik umzugestalten.

Welche Schwierigkeiten aber zu überwinden waren und wie tief die Klinik gesunken war, möge daraus hervorgehen, daß das Finanzministerium primär die Miete für das Haus Ludwigstraße 76 ablehnte — ich zitiere: »Solange über den Fortbestand der Universitäts-Kliniken keine Entscheidung getroffen ist.« Nach 1948 wurde ich aus den gleichen Gründen gezwungen, die Haftpflicht — die bisher von der Verwaltung getragen wurde — für die gesamte Klinik mit 130 Betten und 8 Assistenten usw. selber zu übernehmen. Dies war aber noch nicht der Tiefpunkt der Entwicklung. Die Stadt Hungen drängte aufgrund eines Erlasses der Militärregierung auf Räumung der Schule. An einen Wiederaufbau der zerstörten Klinik war aus verschiedenen Gründen überhaupt nicht zu denken. Die Frage des Fortbestehens der Universität war ja nach wie vor ungeklärt. Nur dem Druck der amerikanischen Militärbehörden unter

# PLAN WILHELMSTRASSE 32

OBERGESCHOSS



## RÄUME 3/4 UND 8

### KINDERKLINIK

Abb. 2: Raumplan der provisorischen Kinder-Poliklinik

Raum 3 Warteraum,

Räume 4 und 8 Untersuchungszimmer.

In diesen Räumen wurden in den Vormittagsstunden jährlich ca. 5000 Patienten untersucht. Man berücksichtige, daß zu jedem Patienten in der Regel mindestens eine Begleitperson zu rechnen ist!

Major Ehrenclou nach ärztlicher Versorgung der Bevölkerung hatten wir unseren Fortbestand als Krankenhaus zu verdanken.

Die vorgeschlagenen Ausweichstellen, das sog. Finanzamt in Hungen, das Germanenhaus hier in Gießen, kamen für einen Ausbau überhaupt nicht infrage; ich mußte sie ablehnen. Nach langen Verhandlungen kristallisierte sich schließlich um das Jahr 1947 das Wirtschaftsgebäude im Komplex der Bergkaserne als geeignet heraus. Ein entsprechender Umbau war erforderlich. Unter welch schwierigen Bedingungen dieser Ausbau stattfand, mögen einige wenige Anekdoten illustrieren:

*Ausweichklinik  
in der Bergkaserne*

Aus dem nebengelegenen Stadtgefängnis wurden die Untersuchungsgefangenen als Arbeiter eingesetzt, um auf dem Dachboden des Gebäudes aus der Asche der Kliniken und mit dem von Buderus großzügig gelieferten Zement die notwendigen Zwischen- und Trennwände zu gießen. Das Hochbauamt lehnte die Belieferung mit elektrischen Birnen rundweg ab und verwies an die Verwaltung. Von dieser erhielten wir für das Gebäude insgesamt 23 regenerierte elektrische Birnen.

*Schwarzmarkt-  
geschäfte*

Bei der endgültigen Eröffnung des Hauses am 1. 1. 1948 erstrahlte der Bau im hellsten Licht. Woher die Lampen kamen, sei heute öffentlich bekannt: Wir hatten uns dank der Ami-Zigaretten, die wir von den Eltern unserer Patienten aus dem Wetzlarer Lager für displaced persons erhalten hatten, zu Schwarzhändlern ersten Ranges entwickelt. Eingekauft wurden sie nebst dem elektrischen Leitungsdraht auf dem Schwarzen Markte in Frankfurt-Zeilsheim. Die Klinik, die in Hungen noch über kein einsatzfähiges Röntgengerät verfügte hatte, und auch von 1945 — 1948 hier in Gießen gezwungen war, sowohl mit den stationären, wie auch mit den ambulanten Kindern in die Baleserische Stiftung zwischen 12—13 Uhr zum Röntgen zu gehen, verfügte damals über drei funktionsfähige Röntgenapparate. Unsere Schwarzmarktgeschäfte reichten seinerzeit bis zur Röntgenfirma *Koch und Sterzel* in Dresden.

Welche Schwierigkeiten aber sonst noch existierten, sei im folgenden geschildert:

*Mangel an  
Fachbüchern*

Aus dem Brande der Klinik hatte Frau Wille-Pauly seinerzeit ein einziges Buch gerettet. Die ganze Bibliothek war dem Brande zum Opfer gefallen. Die eigene persönliche Bibliothek war ebenso zum größten Teil verloren. Was es für uns bedeutete, als uns 1950 Direktor *Grabowski* von den Buderus'schen Eisenwerken die Bibliothek des Würzburger Pädiaters *Prof. Dr. Rietschel* für insgesamt 15 000 DM schenkte, kann nur der ermessen, der, wenn er irgendwie etwas besonderes nachlesen oder gar eine wissenschaftliche Abhandlung abfassen wollte, — wie wir — gezwungen war, in die Kliniken nach Frankfurt oder Marburg zu fahren, um in den dortigen Bibliotheken Einsicht zu nehmen; denn der Leihverkehr klappte damals nur in geringem Umfange. Trotzdem entstanden in diesen Jahren bis 1951 insgesamt 19 wissenschaftliche Publikationen.

*Raumprobleme  
verschärfen sich*

3 Jahre schien die Existenz der Kinderklinik, die nunmehr aus dem Hauptgebäude in der Bergkaserne und dem Hause Ludwigstraße 76 bestand, gesichert zu sein. Bereits 1950 bahnte sich aber mit der bevorstehenden Wiederaufrüstung eine neuerliche Bedrohung an: die Kaserne sollte wiederum ihrem Grundzweck zugeführt werden. Daß unter diesen Umständen die notwendigen Reparaturen nicht mehr durchgeführt wurden, liegt klar auf der Hand.

Trotzdem ist heute rückblickend zu sagen, daß der Entschluß der seinerzeit Verantwortlichen, die Bergkaserne als Ausweichklinik zu nehmen, richtig war.

Nur diesem Faktum verdankt die Universität, als sie im Rahmen der Eröffnung der Medizinischen Akademie wieder zusammentrat, die Fortexistenz der Klinik und konnte dementsprechend Herrn *Prof. Dr. Heinz Hungerland* als Ordinarius für Kinderheilkunde berufen.

Am 1. 7. 1951 übernahm Prof. Hungerland die Leitung der Klinik. Seiner Initiative, seinem unermüdlichen Einsatz war es zu verdanken, daß 1952, als der längst erwartete Räumungsbefehl für die Bergkaserne eintraf, in knapp einem viertel Jahr der Südflügel der Frauenklinik — wiederum provisorisch — ausgebaut wurde und die Bergkaserne im Oktober 1952 aufgegeben werden konnte.

*Verlegung in die  
Frauenklinik*

Welche Verbesserung bedeutete diese Verlegung in Räume, die von Anbeginn für eine Klinik geplant waren! Stationen ohne Fließwasser, wie vereinzelt in der Bergkaserne, gab es jetzt nicht mehr. Allgemeine Forderungen der Hygiene waren jetzt selbstverständlich. Und doch blieben zahlreiche Wünsche offen. So mußte z. B. auf einen eigenen Hörsaal vorerst verzichtet werden unter Benutzung desjenigen der Frauenklinik, in dem aber Infektionskranke nicht demonstriert werden durften, was ein Ausweichen auf Schwesternkasino oder Bibliothek als kleineres Übel bedeutete — ein Zustand, der erst 1957/58 durch den »wiederum provisorischen« Ausbau der Rotunde zum Hörsaal beseitigt werden konnte.

Diesem Hörsaalbau vorausgegangen waren Planung und am 22. 11. 1956 Baubeginn des Infektionshauses, welches für 60 infektionskranke Kinder und entsprechende Schwesternräume vorgesehen war.

Berücksichtigt man bei all diesem Erreichten, daß Prof. Hungerland Rektor im 350. Jahr der Gründung der Universität — mit allen Vorbereitungen für diese damit verbundenen Feierlichkeiten — war, so kann man ermessen, was gerade er, zum Teil aber auch seine Mitarbeiter für den Wiederaufbau der Kinderklinik seinerzeit geleistet haben.

Leider folgte er am 15. Oktober 1958 einer Berufung an die Universität Bonn.

Wiederum betraute mich die Fakultät mit der kommissarischen Führung der Klinik. Der Neubau des Infektionshauses wurde vollendet und 1959 konnte das bisherige Isolierhaus in der Ludwigstraße 76 aufgegeben und nunmehr — 14 Jahre nach der Zerstörung der Klinik — erstmals ein gezielt für die Erfordernisse einer Kinderklinik errichtetes Infektionshaus belegt werden.

Am 1. Januar 1960 übernahm *Prof. Dr. F. H. Dost* die Leitung der Klinik. Auch sein Bestreben war, den Neubau der Klinik mit allen Kräften voranzutreiben, genügte doch der Südflügel der Frauenklinik, dessen Ausbau unter der Auflage »zur behelfsmäßigen und vorübergehenden Unterbringung« der Klinik erfolgt war — worüber aber inzwischen schon 8 Jahre vergangen waren —, keineswegs den notwendigen Erfordernissen. Zahlreiche Zeitungs-

artikel mit Überschriften: »Nachts spielen sich Tragödien ab: kranke Kinder in Heizungskellern, Kinderpoliklinik wie ein U-Boot-Bunker« usw. wiesen auf die Mißstände hin; Artikel, die nur zu bereitwillig von Rundfunk und Presse in der Ostzone übernommen wurden.

*Neubau der  
Kinderklinik*

Nach zahlreichen Verhandlungen genehmigte schließlich das Kultusministerium durch Erlaß vom 3. 4. 1962 den Neubau der Klinik, doch vergingen noch Jahre des Verhandeln und Planens ehe die Grundsteinlegung im Mai 1968 erfolgte bzw. die Klinik 1972 belegt werden konnte. Aus der *vorübergehenden und behelfsmäßigen Unterbringung* im Südflügel der Frauenklinik waren 20 Jahre geworden!

60 Jahre Entwicklung der Kinderklinik Gießen in 6 verschiedenen Gebäudekomplexen liegen hinter uns. Aus einem Bau mit 40 Kinderbetten entwickelte sich eine Klinik mit derzeit noch 190 Betten bzw. 210 Betten nach der noch nicht abgeschlossenen Baumaßnahme.

War es vor 60 Jahren noch möglich, daß *ein* Arzt die gesamte Kinderheilkunde überblickte, so macht dies die heutige Entwicklung der modernen Medizin unmöglich. Spezialisierung im Rahmen der Kinderheilkunde ist im Interesse des Patienten erforderlich. Aber auch abgesehen von der Spezialisierung in der Kinderheilkunde — die heute schon mindestens 8 bis 9 Disziplinen umfaßt, — wird der Pädiater sich mehr und mehr auf die *Vorsorge*, und zwar nicht nur organischer Erkrankungen, sondern besonders der *Psychohygiene*



des Kindes und vieler junger Eltern umstellen müssen und damit einer alten These Czerny's »Der Arzt als Erzieher des Kindes« gerecht werden.

Welch ein Wandel aber in der *geistigen* Einstellung zum Kind, gegenüber dem Ausgang unserer Betrachtung, eingetreten ist, soll Ihnen abschließend eine Gegenüberstellung zeigen.

*Wandel in der  
geistigen Einstellung*

Einleitend wies ich Sie auf das Bekenntnis amerikanischer Kollegen hin — und in Deutschland war es nicht anders — daß man noch 1885 das Kind als ein *stinkendes, nasses Menschenwesen* betrachtete. Die heutige Einstellung gibt wohl am besten ein Gedicht wieder, welches von dem polnischen Kinderarzt, Pädagogen und Dichter *Janusz Korczak* stammt, der, wie Sie wissen, an der Spitze von 200 jüdischen Kindern 1944 in das Vernichtungslager Treblinka einzog.

Er schreibt:

*Ein Dichter ist ein Mensch,  
der große Freude  
und großen Schmerz fühlt,  
leicht in Wallung gerät  
und heiß liebt,  
der tief empfindet  
sowohl Rührung als auch Mitleid  
und so sind Kinder*

*Ein Philosoph ist ein Mensch,  
der viel überlegt  
und unbedingt wissen will  
wie alles wirklich ist  
und wieder  
so sind die Kinder*

*Den Kindern fällt es schwer zu sagen  
was sie fühlen und woran sie denken,  
weil man mit Worten sprechen muß  
und noch schwerer ist es zu schreiben,  
aber Kinder sind  
Poeten und Philosophen*

Janusz Korczak

Möge seine Einstellung zum Kinde uns immer erhalten, und möge diesem Hause das Schicksal der ersten vor 60 Jahren eingeweihten Klinik erspart bleiben!

---

## Direktoren und kommissarische Leiter der Universitäts-Kinderklinik Gießen

1912 – 1933 Prof. Dr. Hans Koepe  
1933 und 1937 Prof. Dr. Paul Frick  
1933 – 1937 Prof. Dr. John Duken  
1937 – 1945 Prof. Dr. Walter Keller  
1945 – 1946 Frau Dr. Marlene Spira  
1946 – 1951 Prof. Dr. Fritz Koch  
1951 – 1958 Prof. Dr. Heinz Hungerland  
1958 – 1960 Prof. Dr. Fritz Koch  
1960 – Prof. Dr. Hartmut Dost.

---

## Neubau des Lehrtraktes der Anatomie

Seit dem Sommersemester 1973 werden im Fachbereich Medizin alle Lehrveranstaltungen der Humananatomie im neuen Lehrtrakt des Zentrums für Anatomie und Cytobiologie durchgeführt. 29 Jahre nach der Zerstörung der 1849 bezogenen Anatomie der Ludwigs-Universität <sup>1)</sup> und 15 Jahre nach der Wiederaufnahme des vorklinischen Unterrichtes haben unsere Studenten endlich eine Arbeitsstätte erhalten, an der nicht mehr die Verhältnisse eines Provisoriums herrschen. Der 2. Bauabschnitt des neuen Hauses, das die Laboratorien beherbergen wird, steht erst im Rohbau da, und die am Zentrum tätigen Wissenschaftler sind noch gezwungen, ihre Forschungsarbeit in drei verschiedenen, räumlich getrennten Gebäuden zu verrichten. Es wäre deshalb noch zu früh, mit einer umfassenden Schilderung des neuen Hauses an die Öffentlichkeit zu treten. Am Neubau wurden aber in enger Zusammenarbeit des Universitätsbauamtes mit dem Zentrum (Beauftragter Dr. Th. Peters) so viele moderne Gesichtspunkte der technischen Gestaltung und der apparativen Ausstattung verwirklicht, daß wir auf eine spätere eingehende Beschreibung der Einrichtungen nicht verzichten möchten.

Zwischen der Planung und Realisierung von Bauvorhaben einer Universität vergehen in der Regel viele Jahre. Die Namen der Beteiligten wechseln, das gemeinsame Ziel garantiert aber die Kontinuität. Ferdinand Wagenseil <sup>2)</sup>, Ordinarius für Anatomie und Institutsdirektor von 1940 bis 1952, der Außerordentliches zur Erhaltung des Bestandes des zerstörten Institutes und für die Wiederentstehung der Medizinischen Fakultät geleistet hat, sowie sein Nachfolger E. Tonutti (jetzt Ulm), konnten den Neubau der Anatomie noch nicht realisieren <sup>3)</sup>. Die erste Bauplanung wurde von H. Rollhäuser (jetzt Münster) durchgeführt. Diese Pläne mußten jedoch nach 1965 wiederholt dem techni-

---

<sup>1)</sup> In diesem Gebäude (Bahnhofstraße 84) war nicht nur das von Th. L. W. Bischoff in Personalunion geleitete Anatomisch-Physiologische, sondern auch das Zoologische Institut untergebracht. Ferner enthielt es die auf v. Sömmering zurückgehende pathologisch-anatomische Sammlung und Arbeitsräume für die Pathologische Anatomie. Siehe hierzu *Th. L. W. Bischoff: Das neue Anatomiegebäude in Gießen*. Gießen: Universitätsbuchdruckerei Brühl 1852. Das Haus, das zuletzt nur noch das Anatomische und Zoologische Institut beherbergte, wurde im Bombenangriff vom 6. Dezember 1944 vollständig vernichtet.

<sup>2)</sup> Siehe hierzu *H. W. Pia: Dem Gedächtnis von Ferdinand Wagenseil*, Gießener Universitätsblätter 1, 25–27 (1968).

<sup>3)</sup> Das Anatomische Institut wurde im Gebäude des Physiologischen Institutes, Friedrichstraße 24, untergebracht. Die Kurse fanden in einem mit der Zeit viel zu eng gewordenen Anbau statt.



Abb. 1: Lehrtrakt des Zentrums für Anatomie und Cytobiologie (Ecke Aulweg–Wartweg). Die Präpariersäle befinden sich in den beiden Ecktürmen links, der Mikroskopierraum liegt im rechten hinteren Eckturm. Vorn rechts, nur zum Teil sichtbar, der Hörsaal-Eckturm. Der im Bau befindliche Forschungstrakt schließt sich nach rechts an. Im Hintergrund der Neubau der Chemischen Institute.

schen Fortschritt und neuen akademischen Strukturen angepaßt werden. Das Haus war ursprünglich im Sinne der Empfehlungen des Wissenschaftsrates für eine Jahresquote von 150 Medizinstudenten vorgesehen. Nun ist diese Zahl bereits überschritten worden. Hinzu kommen jährlich noch weitere 50 Studierende der Zahnmedizin, die in den ursprünglichen Konzepten nicht vorgesehen waren.

Im *Erdgeschoß* des Lehrtraktes der neuen Anatomie befinden sich zwei Kursäle für die makroskopische Anatomie, ein mikroskopischer Kursraum, ein großer und ein kleiner Hörsaal sowie ein Demonstrationshörsaal. Ferner beherbergt der Lehrtrakt noch die anatomische Unterrichtssammlung und kleinere Räume für spezielle Aufgaben. Den Teilnehmern des Kursus der mikro-



Abb. 2: Medizinstudenten bei der Arbeit im Kursus der mikroskopischen Anatomie. Sommersemester 1973.

skopischen Anatomie stehen moderne Binokularmikroskope zur Verfügung. Eine besondere didaktische Note erhält dieser Kursraum durch eine Farbfernseh-anlage, über die Zell- und Gewebsstrukturen auf Monitoren, die am Arbeitsplatz der Studenten stehen, demonstriert werden können. Auf diesem Wege lassen sich besonders diffizile oder empfindliche Objekte vorführen und erläutern. Mit Fernsehempfängern wurden auch die Hörsäle ausgestattet. Im *Kellergeschoß* des Lehrtraktes sind zentrale technische Einrichtungen und zwei Elektronenmikroskope (darunter ein Elektronenmikroskop der Zahnklinik) mit den dazugehörigen präparativen Laboratorien untergebracht. Außerdem sind dort auch noch Rechenanlagen für Medizinische Statistik und Dokumentation aufgestellt worden.

Die Raumnot der Vorklinik hat dazu geführt, daß der Lehrtrakt der Anatomie mit Unterrichtsveranstaltungen außerordentlich stark ausgelastet ist. Hier werden im Fächerkomplex Anatomie, Histologie und Embryologie nicht nur

Mediziner und Zahnmediziner, sondern auch Studierende der Ernährungswissenschaften, angehende Bioingenieure und Schüler von Lehranstalten verschiedener medizinischer Hilfsberufe ausgebildet. Das in der neuen Approbationsordnung für Ärzte vorgesehene Praktikum der Biologie für Mediziner wird ebenfalls im mikroskopischen Kurssaal abgehalten. In den Hörsälen finden Vorlesungen in den Fächern Medizinische Psychologie und Soziologie (und demnächst auch in der Physiologie) statt.

Ein interdisziplinärer Gedankenaustausch wird auch in dem noch im Bau befindlichen Forschungstrakt möglich sein. In Anbetracht der akuten Raumnot müssen im Obergeschoß dieses Gebäudes Einrichtungen der Professuren für Medizinische Statistik und Dokumentation, Medizinische Psychologie und Sozialmedizin untergebracht werden. Den Kern des Forschungstraktes stellen jedoch Laboratorien dar, die biomorphologischen Forschungen (quantitative Cytologie, Intravitalmikroskopie, Gewebekultur, Elektronenmikroskopie, vergleichende funktionelle Anatomie, Neurobiologie, Histochemie) dienen sollen. Nachdem das bisherige Anatomische Institut im Rahmen der Durchführung des Hessischen Hochschulgesetzes in ein »Zentrum für Anatomie und Cyto-biologie« umbenannt wurde, muß es im Fachbereich auch zentrale wissenschaftliche Funktionen wahrnehmen. Schwerwiegende Etat- und Personalprobleme sind aber noch nicht gelöst.

Die der Lehre und Forschung dienende apparative Ausstattung des Zentrums hat über die Grenzen unserer Universität Interesse ausgelöst. Am 15. Dezember 1972 haben wir — anläßlich der offiziellen Übernahme des Großen Hörsaals und einer Institutsbegehung mit Gästen — Professor Bargmann, Direktor des Anatomischen Institutes der Universität Kiel und Ehrendoktor der Justus-Liebig-Universität, gebeten, eine Festansprache zu halten. Herr Bargmann ist einer der profiliertesten Vertreter unseres Faches, dessen fundamentale Entdeckungen am Zwischenhirn-Hypophysensystem internationale Anerkennung gefunden haben. Er ist nicht nur Verfasser eines bekannten Lehrbuches der Histologie, sondern auch ein brillanter wissenschaftlicher Schriftsteller, den sowohl wissenschaftspolitische als auch medizinhistorische Themen interessieren. Seinen Festvortrag, der so prägnant die Entwicklung unseres Faches und seiner Institutionen analysiert, möchten wir deshalb einem weiteren Leserkreis zur Verfügung stellen.

## Vom Theatrum anatomicum zum Anatomischen Institut\*

Nach altem Brauch werden anlässlich der Eröffnung eines neu errichteten Institutsgebäudes eine oder gar mehrere Ansprachen und Reden gehalten, in denen die Vollendung einer Lehr- und Forschungsstätte gepriesen wird, und nicht selten steht ein wissenschaftlicher Vortrag im Mittelpunkt dieser Veranstaltung. Vor die Wahl gestellt, hatte ich mich zunächst zu einer gratulierenden Ansprache etwa folgenden Wortlauts entschlossen: Ich beglückwünsche die Studierenden, die sich nun in schönen und zweckmäßigen Räumen Grundlagen für den ärztlichen Beruf erarbeiten können, die Wissenschaftler dieses Hauses, die hier lehren und forschen sollen, und die Medizinische Fakultät, die sich um eine leistungsfähige Einrichtung bereichert sieht. Namens der Anatomischen Gesellschaft, deren Grüße ich überbringe, sage ich dem Staat und seinen Organen, den Planern, den Baumeistern und allen ihren Helfern Dank dafür, daß sie in langwieriger Mühe ein Gebäude geschaffen haben, das nicht nur der Pflege der Biomorphologie, sondern auch der Biologie im Rahmen des Fachbereichs Medizin dienen wird.

An dieser Stelle wollte ich ursprünglich abbrechen. Indessen hat mich eine Eintragung aus der Hand des Vaters der neuzeitlichen Embryologie, *Karl Ernst von Baer*, die ich in dem alten Journal des Königsberger Anatomischen Institutes gefunden habe, angeregt, meiner Ansprache eine historische Betrachtung folgen zu lassen. Diese Notiz lautet: »Am 13. November 1817 ward die Anatomische Anstalt feierlich eingeweiht. Der Hofrath Burdach und der Dr. Baer hielten bei dieser Gelegenheit Reden. Ersterer gab eine Geschichte der bisherigen Anatomischen Anstalten in Königsberg. Letzterer suchte durch das Beispiel Swammerdams zu beweisen, daß beharrlicher Eifer zur Cultur der Naturwissenschaften unumgänglich notwendig sey. Die angesehensten Männer in Königsberg verherrlichten dieses Fest durch ihre Gegenwart.«

*Historische  
Betrachtung*

An dieser knappen Eintragung ist folgendes bemerkenswert, wenn wir von der Erwähnung von Forschern absehen, deren Namen in die Geschichte eingegangen sind, abgesehen auch davon, daß Damen damals anscheinend nicht zur Verherrlichung des Festaktes eingeladen waren: Es ist von der Anatomischen »Anstalt« — heute würden wir sagen »dem Institut« — die Rede und die Naturwissenschaften werden apostrophiert. Allerdings führen die früheren

\*) Festvortrag anlässlich der Übernahme des neuen Lehrtraktes der Anatomie am 15. Dezember 1972

Arbeitsstätten der Anatomen nicht, wie von Baers Formulierung vermuten lassen könnte, die Bezeichnung Anstalt, sondern »Theatrum anatomicum«. Tatsächlich wurde denn auch mit dem erwähnten Festakt die erste, offiziell »Anatomische Anstalt« genannte Einrichtung an der Universität Königsberg ihrer Bestimmung übergeben. Vorgänge, wie dieser, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts wiederholten, kennzeichnen den Beginn einer neuen Entwicklungsperiode der Anatomie und zugleich der Vorklinik, da das Anatomische Institut zur Keimzelle zahlreicher Grundlagenfächer der Medizin und Naturwissenschaften wurde.

*Anatomie  
im Mittelalter*

Seit wann gab es Theatra anatomica? Trugen sie ihre Bezeichnung zu Recht, etwa auch im Sinne des uns geläufigen Begriffs Theater? Zergliederungen menschlicher Leichen waren im Mittelalter so seltene Ereignisse, daß man von der Schaffung eigens für sie bestimmter Räume oder gar Gebäude zunächst absehen konnte. Soweit man nicht unter freiem Himmel, etwa auf einem Friedhof, anatomierte, wurde als Auditorium für einen kleinen Kreis jeweils ein einigermaßen geeignetes Zimmer, und sei es in der privaten Behausung des Anatomielehrers oder im »Gasthaus zum Elefanten«, so in Frankfurt, behelfsmäßig in einen Demonstrationsraum verwandelt, oder es wurde ein für andere akademische Veranstaltungen bestimmter Raum, z. B. eine Bibliothek, vorübergehend zweckentfremdet. Begreiflicherweise kam es dabei immer wieder zu interfakultativem Gezänk, wie man den Akten noch heute entnehmen kann. Wurde dem Anatomen und seinen Schülern eine dauernde Arbeitsstätte zugewiesen, so handelte es sich meist um eine Verbannung an einen unwirtlichen Ort. Sehr anschaulich schildert *Theodor Ludwig Wilhelm Bischoff* (1852), der Direktor des Gießener Anatomiegebäudes, das im Jahre 1844 auf dem Seltersberge nahe dem Bahnhof errichtet wurde, die äußeren Verhältnisse, unter denen seine Vorgänger im Amte und ihre Studenten zu arbeiten hatten: »Das Local, welches in früheren Zeiten, seit 1699, dem anatomischen Unterrichte an hiesiger Universität zugewiesen war, war gewiss eines der schrecklichsten, in welches man diesen Theil des medicinischen Studiums an einer Universität verwiesen finden konnte. Es war ein parterre-Raum in einem alten Ökonomie-Gebäude in der Nähe des ehemaligen Schlosses, an und für sich schon ziemlich tief, feucht und dunkel gelegen. Früher hatte sich der anatomische Unterricht hier mit der edelen Tanzkunst vertragen müssen, welche ebenfalls in dieses Gebäude verlegt worden war. Später war es die Reitkunst, mit welcher derselbe genau verbunden war. Denn unmittelbar vor den Fenstern, kaum einen Zugang zum Gebäude zulassend, befindet sich die offene und dicht anstoßend die bedeckte Reitbahn, so daß es für die Schüler des Äsculaps oft verführerisch genug war, lieber den Courbetten und equilibristischen Anstrengungen eines Commilitonen vor den Fenstern, als »der Lehre von den trocknen Knochen« im Inneren Aufmerksamkeit zu schenken. Die oberen

Räume des Gebäudes wurden als Fruchtspeicher benutzt, wodurch das Heer »geschwänzter Gäste« außer den Anlockungen zu animalischer Kost, auch noch für vegetabilische reichlichen Vorrath fand. In ihrer Begleitung fanden sich Speckkäfer, Motten, Wanzen und ähnliches Gelichter in unvertilgbarer Menge, und alle arbeiteten eifrigst und erfolgreich dem Bemühen des Anatomen entgegen, irgend welches organische Gebilde dem allgemeinen Geschicke des baldigen Unterganges zu entziehen.«

Wie spielte sich der Unterricht in Anatomie in seinen Anfängen ab? Alte Holzschnitte aus dem 15. und 16. Jahrhundert zeigen uns den Professor im Talar hinter dem erhöhten Katheder, vor ihm einen einfachen Holztisch mit dem Leichnam, den ein Prosektor, d. h. ein Angehöriger der damals noch niederen Zunft der Chirurgen, grob zerlegte, während ein Demonstrator die Worte des Professors mit einem Zeigestock erläuterte. Die Unterweisung der Studierenden bestand allerdings im Wesentlichen im Vortragen eines kanonischen Textes auf der Grundlage der Anatomie des *Galen*. Die Tatsache, daß der Befund am Naturobjekt mit dem vorgetragenen Text weithin nicht in Einklang stand, wurde geringer veranschlagt als Galens dogmatische Aussagen und etwa mit der Hypothese beiseite geschoben, seit den Entdeckungen des Pergameners habe sich die menschliche Natur degenerativ verändert.

*Anfänge des  
Unterrichts*

Erst die Kritik an der Buchgelehrsamkeit der Scholastik und die Hinwendung der Geister zur Naturbetrachtung, wesentliche Elemente der Renaissance, führten zum Aufblühen einer objektbezogenen anatomischen Wissenschaft. Der Professor stieg von der Lehrkanzel herab und drang selbst mit dem Skalpell in das Neuland des menschlichen Organismus vor. Dieser Wandel der Lehre hatte bauliche Folgen. Die Notwendigkeit, nach Wissen durch Beobachtung dürstenden Schülern, die nunmehr immer zahlreicher wurden, das Entdeckte möglichst klar vor Augen zu führen, erzwang die Schaffung entsprechend eingerichteter Räume. Sie entsprachen bis zu einem gewissen Grade dem Amphitheater der Antike und wurden *Theatra anatomica* genannt. Die ersten anatomischen Theater entstanden an italienischen Universitäten in Form von Holzkonstruktionen, die in größere Räume provisorisch als *Temporaria theatra* eingepaßt wurden. Erst gegen Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurden fest eingebaute *Theatra* erstellt, darunter der noch erhaltene schlichte Hörsaal in Padua und das Theater in Leiden.

*Theatra anatomica  
in der Renaissance*

Mit der Bezeichnung *Theatrum anatomicum* verbindet sich nicht nur der Hinweis auf eine funktionsgerechte Konstruktion, sie wird auch den Geschehnissen gerecht, die in den anatomischen Theatern der Renaissance und des Barock über die Bühne gingen. Titelbilder aus anatomischen Werken des 16. und 17. Jahrhunderts muten wie Szenen aus einem Schauspiel an, das die Auseinan-

*Anatomie  
als Schauspiel*

dersetzung zwischen Tradition und Fortschritt zum Gegenstande hat. Die Hauptrollen sind dem bejahrten Träger akademischer Würden und dem vorwärtsdrängenden jungen Forscher zugewiesen, das Volk wird durch Studentengruppen, die oftmals Partei ergreifen, verkörpert, und schließlich gibt es mancherlei dienstbare Chargen, wie den Prosektor und seine Gehilfen. Auch fehlt es nicht an Hunden, teils Begleiter der Studenten, teils Opfer einer Vivisektion zur Darstellung der Lymphgefäße. Wie lebhaft man sich das Geschehen vorzustellen hat, können wir dem handschriftlichen Bericht eines Augenzeugen aus dem Jahre 1540 entnehmen, der erst vor 13 Jahren durch den Schweden *Erikson* ans Licht gezogen wurde. In seinem in Latein verfaßten ausführlich gehaltenen Kollegheft schildert der deutsche Student *Baldasar Heseler* aus Liegnitz eine öffentliche Anatomie, die zur Abendstunde bei Kerzenschimmer in Bologna stattfand und in der ein Verfechter Galens, *Curtius*, mit *Andreas Vessalius*, dem Schöpfer der modernen Anatomie, heftig zusammenstieß. »Beide Männer griffen einander mit Zank und Sticheleien an...«

Auch die Geschehnisse, welche die anatomischen Demonstrationen und Vorlesungen umrahmten — die Auffahrt der Wagen, Teilnahme weltlicher und geistlicher Würdenträger und vornehmer Damen, Gastmähler, Musik und schließlich die Beerdigung der Überreste des armen Sünders, der unmittelbar vor der Lehrveranstaltung hingerichtet worden war — trugen dazu bei, der wissenschaftlichen Veranstaltung insgesamt eine theatralische Note zu verleihen. Im Bologna des 17. Jahrhunderts wurde die Anatomie mitunter sogar zum Kern einer ein bis zwei Wochen dauernden Veranstaltung, die als sog. Funktion in die Reihe der hervorragendsten gesellschaftlichen Ereignisse der Karnevalszeit gehörte. Dieser Bologneser Variante der öffentlichen Anatomie entsprach die Gestaltung des *Theatrum anatomicum* zu jenem prachtvollen Repräsentationsraum, der den Bomben des Zweiten Weltkrieges zum Opfer fiel und mühsam wiederhergestellt wurde.

Die bisher erwähnten anatomischen Theater waren Bestandteile anderer Baulichkeiten. Mit der Entfaltung der anatomischen Wissenschaft, der zunehmenden Häufigkeit der Zergliederungen und mit dem Anwachsen der Studentenzahlen ergab sich die Notwendigkeit, selbständige Anatomiegebäude zu errichten. *Gottfried Richter* (1937) macht in einer Geschichte ihrer architektonischen Entwicklung darauf aufmerksam, daß das erste selbständige *Theatrum anatomicum* in Paris, gegen Ende des 17. Jahrhunderts als Einrichtung der Chirurgenakademie geschaffen, eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit einem christlichen Sakralbau, nämlich mit einer evangelischen Kirche besitze. Der Autor meint mit Recht, dies erkläre sich aus der gleichen Funktion, nämlich eine größere Zahl von Menschen so um einen Punkt des Raumes zu versammeln, daß man das gesprochene Wort gut verstehen und zugleich den Redner von allen Plätzen aus sehen könne. Indessen besteht auch noch in anderer

*Parallelen zwischen  
Anatomiegebäude  
und Sakralbau*

Hinsicht eine Parallele zwischen *Theatrum anatomicum* und Sakralbau. Die öffentlichen Anatomien sollten nämlich nicht nur zu neuen Erkenntnissen führen und den angehenden und fertigen Ärzten nützliche Kenntnisse vermitteln, sondern auch einer theologischen Zielsetzung dienen. Die Zergliederung des menschlichen Leichnams enthüllte ein Werk des Schöpfers, dessen Kunstfertigkeit den Betrachter mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllen mußte. Noch im 18. Jahrhundert definiert Lorenz Heister die Hauptaufgabe der Anatomie folgendermaßen: »Finis primarius anatomiae gloria Dei esto«. Nach Heister ist die Anatomie als »Anatomia philosophica« oder »theologica« »omnibus verae sapientiae ac theologiae cultoribus utilissima«. Ein Echo dieser Überzeugung erklingt übrigens noch in evangelischen Kirchenliedern des 19. Jahrhunderts.

Mit der Errichtung selbständiger Anatomiegebäude, die nach und nach allenthalben in Europa entstanden, wurde es möglich, ein anspruchsvolleres Raumprogramm zu verwirklichen, als es bisher üblich war. Der Wunsch nach mehr Raum war einmal die Folge eines methodischen Fortschritts. Man hatte gelernt, Dauerpräparate anatomischer Objekte herzustellen und damit den Grundstock für Lehrsammlungen zu schaffen. Ein vorbildlicher Neubau wie jener der Dr. Senckenbergischen Anatomie in Frankfurt umfaßte dementsprechend ein *Theatrum* inmitten von Seitenflügeln, die den Arbeitsraum des Anatomen und eine sog. Küche enthielten, außerdem Raum für Sammlungspräparate. Eine weitere Raumforderung ergab sich aus einer Änderung der Lehr- und Lehrmethoden. Während frühere Generationen sich mit der Demonstration an der Leiche begnügen mußten und ihr Wissen vom Bau des Menschen in der Hauptsache aus Atlanten schöpften, wurde dem Studenten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Gelegenheit gegeben, selbst zu präparieren, damit den Vorgang der Forschung nachzuvollziehen. Neubauten von Anatomien wurden dementsprechend mit Präparierräumen ausgestattet, die im Laufe der Zeit zu großen Kurssälen heranwuchsen, während aus dem *Theatrum*, einst zugleich Schauplatz der Zergliederung und Auditorium, der immer größer werdende Hörsaal wurde. Mit dieser Entwicklung ist der Schritt vom *Theatrum anatomicum* zum Anatomischen Institut vollzogen.

*Anspruchsvolleres  
Raumprogramm*

Im Laufe des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die Anatomischen Institute zu immer komplizierteren Baukörpern, die sich nach Richter zwei Typen zuordnen lassen. Diese Typen unterscheiden sich insbesondere durch den Stellenwert, den man dem Hörsaal in der Architektonik zuwies. Der sog. axiale Typ zeichnet sich durch die zentrale Lage des Auditoriums und durch die Anordnung der Arbeitsräume beiderseits eines durchgehenden Flures aus, läßt sich also als Fortentwicklung des klassischen Frankfurter Modells auffassen; ihm entsprang auch der Hörsaaltrakt der in den Jahren 1846 bis

*Anatomische Institute*



Abb. 1: Ansicht des Anatomiegebäudes von der Süd-West-Seite

1851 in Gießen nahe dem Bahnhof entstandenen Anatomie, die im Jahre 1944 durch Bomben zerstört wurde. Durch die Errichtung von Seitenflügeln konnten die Anatomiegebäude des axialen Typs beträchtlich erweitert und um einen nützlichen Innenhof bereichert werden. Den sog. gruppierten Typ verkörpern jene Institute, in denen neben den exzentrisch angesiedelten Hörsaal die Präparier- und Mikroskopiersäle als gleichwertige Elemente getreten sind und in denen der Lehrbereich vom Forschungsbereich getrennt ist. Eine lange Zeit als vorbildlich anzusehender Bau, die Anatomische Anstalt in München, in der diese Trennung durchgeführt ist, stellt das Bindeglied zwischen axialem und gruppiertem Typ dar, der sich schließlich im Jahre 1935 mit der Vollendung der neuen Königsberger Anatomie in besonders geglückter Form darbot. Mit dem Neubau des Gießener Instituts, der im Jahre 1969 begann, wird die Trennung in einen Lehrtrakt und einen Forschungstrakt konsequent vollzogen: Beide Bereiche werden nach der Fertigstellung des Forschungstraktes durch eine Brücke miteinander verbunden sein.

*Lehrbereich vom  
Forschungsbereich  
getrennt*

Zu den Ruinen, die der zweite Weltkrieg hinterließ, gehörten auch die Trümmer Anatomischer Institute. Außer Neubauten, die die entstandenen Lücken im Laufe eines Vierteljahrhunderts schlossen, wurden Anatomische Institute an neugegründeten Universitäten errichtet. Welche Bautypen eine künftige vergleichende Darstellung der Konzeptionen, die der Architektur deutscher und ausländischer Institute zugrunde liegen, herausstellen wird, ist noch nicht zu übersehen. Sicherlich wird man in einer späteren Synopsis auf ihre Polymorphie und reiche innere Differenzierung hinweisen und von den zahlreichen Faktoren sprechen, die sie notwendig gemacht haben. Einer dieser Faktoren ist der Zuwachs an Methoden, deren sich die Morphologie des 20. Jahr-

*Innere  
Differenzierung*

hunderts bedient oder bedienen kann, um zu neuen Erkenntnissen über die Beschaffenheit und das Verhalten biologischer Strukturen zu gelangen. Die erstaunliche Fortentwicklung der Lichtmikroskopie und der Photographie, die Fluoreszenzmikroskopie, die Erfindung des Elektronenmikroskopes, die Einführung quantitativer Methoden in die Morphologie, ferner die Histo- und Cytochemie, die Verwendung radioaktiver Isotopen, die Gewebezüchtung und die zunehmende Anwendung experimenteller Verfahren haben zu einer beträchtlichen Ausweitung der Raumprogramme geführt, deren Verwirklichung jedes moderne anatomische Institut zu einer vielfältig gegliederten wissenschaftlichen Einrichtung werden läßt. Raum fordert auch die Verselbständigung von Teilbereichen der anatomischen Wissenschaft, etwa der Neuroanatomie, und nicht zuletzt die Erweiterung des Personalbestandes, vor allem um die immer wichtiger werdenden technischen Hilfskräfte.

Ermöglicht wurde die Vielgestaltigkeit der Institute und ihre innere Differenzierung durch die technische Entwicklung der letzten Jahrzehnte, mit der den Architekten ein hohes Maß an Freiheit zugewachsen ist. Alle Forderungen

Abb. 2: Grundriß  
des anatomischen  
Institutes

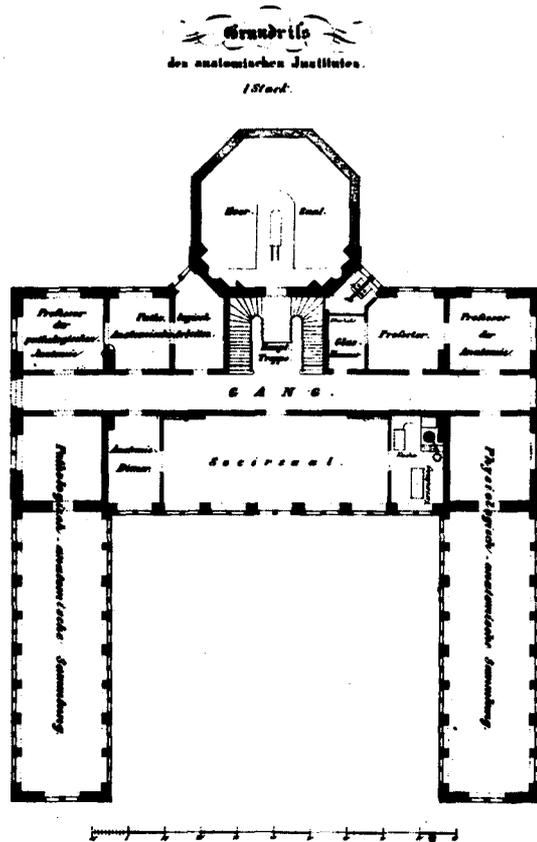


Illustration  
aus  
Th. L. W. Bischoff  
»Das neue Anatomiegebäude  
zu Gießen«  
Gießen: G. D. Brühl 1852

*Funktionsgerechte  
Lösungen*

z. B., die der Physiologie *Czermak* als Theoretiker des Hörsaals im 19. Jahrhundert auf der Grundlage sorgfältiger Überlegungen und Berechnungen an ein Auditorium oder Spectorium stellte, sind längst weit mehr als erfüllt. Die Fortschritte in der Technik der Beleuchtung, Heizung und Belüftung, in der Akustik, die Erfindung des Lautsprechers und des Fernsehens haben viele funktionsgerechte Lösungen machbar werden lassen, einschließlich der Versenkung von Hörsälen unter die Erde. Die Errichtung eines so eigenwilligen, zweckdienlichen und zugleich ästhetisch ansprechenden Baues wie des Anatomischen Institutes in Homburg/Saar, das wegen seines dreieckigen Grundrisses den Spitznamen »Trigonum Vesalii« erhielt, wäre noch zu Anfang unseres Jahrhunderts auf kaum überwindliche technische Schwierigkeiten gestoßen.

Die Frage, ob die Aufführung selbständiger Institutsgebäude mit aufwendigen technischen Versorgungseinrichtungen immer die Maßnahme der Wahl ist, wird je nach örtlichen Gegebenheiten verschieden beantwortet werden. An den Orten, an denen sich die Möglichkeit bietet, eine neue Universität oder Fakultät »auf der grünen Wiese« aus einem Guß zu bauen, kann das Prinzip der interdisziplinären Zusammenarbeit die Planung bestimmen und Einrichtungen entstehen lassen, in denen einander zugewandte Lehr- und Forschungsbereiche innerhalb eines Baukörpers in engen räumlichen Beziehungen zueinander stehen und eine Reihe kostspieliger wissenschaftlicher und technischer Einrichtungen gemeinsam genutzt werden kann.

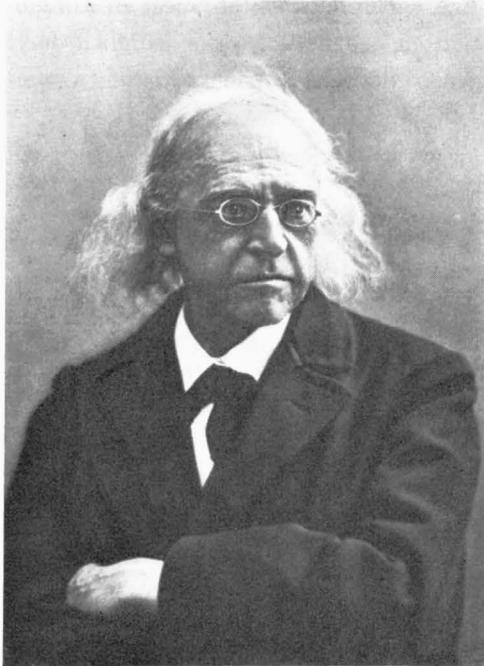
*Forschung nicht  
vernachlässigen*

In welcher Form aber auch immer sich die seit Kriegsende entstandenen Universitätsinstitute präsentieren, in jedem Falle hat die öffentliche Hand hochdifferenzierte Einrichtungen für Forschung und Lehre geschaffen, um deren technische Perfektion und bauliche Gestaltung uns manche beneiden mögen. Wer nun denen gratuliert, für die sie bereitgestellt wurden, stößt allerdings auf Besorgnis darüber, ob die neuen Forschungseinrichtungen wirklich voll genutzt werden können. Man darf nicht darüber hinwegsehen, daß unsere Universitäten immer mehr den Charakter höherer Lehranstalten annehmen, in denen immer weniger Forschung getrieben wird. Diese Entwicklung ergibt sich teils zwangsläufig aus der Tatsache, daß die Personalhaushalte nicht rechtzeitig und ausreichend zu dem Anwachsen der Studentenzahlen in Beziehung gesetzt wurden, teils entspringt sie der Tendenz zur Verschulung, die staatliche und politische Instanzen mehr oder weniger offen ausgesprochen verfolgen, ohne zu bedenken, welche Folgen eine weitere Verlagerung der Gewichte zu Ungunsten der Forschung haben wird: Sie bestehen nicht nur in einem Zurückfallen der Wissenschaft in Deutschland gegenüber jener in anderen Ländern, sondern beeinträchtigen auch die Qualität der Lehrkörper und damit der Lehre an unseren Hochschulen. Der Beruf des akademischen Lehrers ist nämlich nur so lange für produktive Naturen attraktiv, als er ihnen ausrei-

chende Möglichkeiten der Forschung bietet. Wer also die Schaffung dieses neuen Lehrgebäudes freudig und dankbar begrüßt, muß zugleich die Hoffnung aussprechen, daß der Forschungstrakt bald vollendet werde und daß die Bedingungen erhalten bleiben oder wieder geschaffen werden, unter denen die mit den Steuergeldern des Bürgers errichteten Bauten dem Wohl unserer Gesellschaft durch Forschung und Lehre dienen können. Zu diesen Bedingungen gehört ebenso die Verselbständigung der durch Leistung ausgewiesenen Forscher wie ihre Integration in das Ganze, sollen die Institute nicht zu Konglomeraten wissenschaftlicher Schrebergärten degenerieren, die lediglich durch das Band der Verwaltung zu gesichtslosen Betriebseinheiten zusammengefaßt werden.

Hans Georg Gundel

## Mommsen und die juristische Fakultät der Universität Gießen im Jahr 1893



*»Wer für das römische Recht arbeitet, arbeitet nicht vergebens.«*

Theodor Mommsen

Ein vor mehreren Jahren veröffentlichter Mommsen-Brief aus dem Jahr 1865 hat in die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Epigraphik geführt<sup>1)</sup>, ohne daß über den heutigen Aufbewahrungsort dieses Briefes hinaus damit irgendeine direkte Beziehung zu Gießen gegeben war.

Daß *Mommsen* im Rahmen seiner scharfen Polemik gegen gewisse Gepflogenheiten der damaligen Promotionsverfahren u. a. auch Gießen genannt hat (1876), ist nicht unbekannt und überdies von H. Schüling wieder in einen größeren Zusammenhang unserer Universitäts-Geschichte gestellt worden<sup>2)</sup>. Demgegenüber bildete das goldene Doktor-Jubiläum Mommsens den Anlaß für das Schreiben aus dem Jahr 1893, das im folgenden mitgeteilt

<sup>1)</sup> H. G. Gundel, Ein Mommsen-Brief in Gießen, Gieß. Univ., Bl. II, 1969, H. 1, S. 98–105. Zu der dort S. 98 f. genannten Mommsen-Literatur sei nunmehr noch hingewiesen auf K. Christ, Von Gibbon zu Rostovtzeff, Darmstadt, 1972, 84–118.

<sup>2)</sup> H. Schüling, Die Promotions- und Habilitationsordnungen der Universität Gießen im 19. Jahrhundert (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek Gießen, 22), 1971, 39–43.

werden soll. Es befindet sich im Archiv der Justus Liebig-Universität<sup>3)</sup> und zwar in einem Konvolut, der die von der juristischen Fakultät der Ludwigs-Universität erledigten bzw. heute noch erhaltenen Akten zum Thema »Glückwunschsreiben und Beileidskundgebungen usw. 1838—1920« enthält (Signatur: Jur. G 1). Da der ganze Vorgang zugleich bezeichnend ist für die zeitsparende Erledigung solcher Angelegenheiten im Umlaufverfahren, sollen die einzelnen Schritte in ihrer historischen Folge dargestellt werden.

## I

Am 31. 10. 1893 schrieb der damalige Dekan der juristischen Fakultät der Ludwigs-Universität, *Prof. Dr. A. Schmidt*<sup>4)</sup> eigenhändig die folgenden, »das Doktorjubiläum Theodor Mommsen's« betreffenden Zeilen »an die Mitglieder der juristischen Fakultät«:

Herr Kollege Jörs hat den Gedanken angeregt, an Theodor Mommsen bei Gelegenheit seines 50jährigen Doktorjubiläums ein Glückwunschsreiben zu senden. Gleichzeitig hat sich Herr Kollege Jörs bereit erklärt, das Gratulations-schreiben zu entwerfen. Da bisher ein fester Beschluß der Fakultät nicht vorliegt, so bitte ich die Herren Kollegen, ihr Einverständnis durch Namenszeichnung zu erklären.

Dieses Schreiben haben noch am gleichen Tag mit dem Vermerk »Einverstanden« die folgenden Herren abgezeichnet: *Kretschmar, Frank, Heimbürger, Jörs*, d. h. die damaligen Ordinarien der juristischen Fakultät<sup>5)</sup>, die nunmehr nochmals mit der Dauer ihres Wirkens an der Universität Gießen genannt seien:

Gustav Ferdinand Kretschmar aus Zittau (1877—1895 in Gießen)

Paul Jörs aus Mainz (1888—1895)

Reinhard Karl Albrecht Frank aus dem Biedenkopfer Land  
(1890—1900)

Karl Friedrich Heimbürger aus Lahr (1893—1903).

In der Anciennität rangierte der Dekan Schmidt zwischen Jörs und Frank.

<sup>3)</sup> Der hervorragenden Arbeit von *Erwin Schmidt*, Universitätsarchiv Gießen, Bestandsverzeichnis (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek Gießen, 15), 1969, ist es zu verdanken, daß Gießen über ein modernes Hilfsmittel über die Schätze — aber auch über die Lücken — des Univ.-Archivs besitzt. Herrn Bibliotheksrat W. Leist verdanke ich den Hinweis auf die Existenz des hier zu veröffentlichenden Mommsen-Briefes, den er einige Zeit nach der Publikation des Briefes von 1865 (s. o. Anm. 1) zufällig fand.

<sup>4)</sup> Arthur Benno Schmidt (1861—1940), vgl. *H. Haupt — G. Lehnert*, Dozenten-Verzeichnis, Festschrift Univ. Gießen, 1907, I. 454. Schmidt stammte aus Leipzig, wo er auch studiert und sich habilitiert hatte. 1889 wurde er ordentlicher Professor der Rechte in Gießen und ging in gleicher Eigenschaft 1913 nach Tübingen, vgl. *W. Rehmann*, Dozenten-Verzeichnis Festschrift Universität Gießen 1957, 528.

<sup>5)</sup> Vgl. Personal-Bestand der großherzoglich hessischen Ludewigs-Universität zu Gießen, WS 1893/4, S. 9. Die jeweilige Zeit der Tätigkeit dieser Juristen in Gießen ist dem Dozenten-Verzeichnis (vgl. o. Anm. 4) entnommen.

Den Entwurf des Glückwunschs Schreibens der juristischen Fakultät fertigte daraufhin Paul Jörs umgehend an. Da dieser zu den bedeutenden Juristen gehört, die an unserer Universität gelehrt haben, mögen einige Bemerkungen zu ihm hier eingeschaltet werden. Jörs hatte 1876 bis 1880 in Bonn studiert und sich dort 1882 habilitiert. Sein erstes Ordinariat erhielt er in Kiel. Von dort ging er 1888 nach Gießen, wo er 1892 Rektor war, das er aber 1895 verließ, um nach Breslau und 1905 nach Wien überzuwechseln. Jörs war vorwiegend Romanist; sein Lehrbuch des römischen Rechts wurde nach seinem Tod von *W. Kunkel*, der — später — auch in Gießen studiert hat, herausgegeben<sup>6)</sup>. In Gießen war Jörs Nachfolger von *Konrad Hellwig* (1885—1888 in Gießen) und konnte sich auf seinem Spezialgebiet auf so bedeutende Vorgänger wie *Ferdinand Regelsberger* (1868—1872) und vor allem *Rudolf von Ihering* (1852—1868)<sup>7)</sup> stützen. Nachfolger von Jörs wurde in Gießen *G. A. Leist* (1895—1917), dem dann *Otto Eger* (1918—1946) bis zur Auflösung der Ludoviciana folgte.

Das Glückwunschs Schreiben der juristischen Fakultät an Theodor Mommsen, das der Dekan Schmidt am 3. 11. 1893 »den Herrn Kollegen zur gefälligen Zeichnung« zuleitete und das den Signier-Vermerk von Kretschmar, Frank und Heimburger trägt, hat folgenden Wortlaut:

»Hochgeehrter Herr College!

Am 8. November sind fünfzig Jahre verflossen, seitdem Ihnen von der Juristen-Facultät Ihrer heimatlichen Universität<sup>8)</sup> die summi honores verliehen wurden, fünfzig Jahre voll der strengsten Arbeit, voll des reichsten Lohnes. Gestatten Sie uns, daß wir einem alten Herkommen folgend, Ihnen zu diesem Tage unsere wärmsten Glückwünsche darbringen. Ist er doch ein Ehrentag nicht bloß für Sie, sondern auch für uns. Denn niemals haben Sie aufgehört ein Jurist zu sein: wir zählen Sie heute so sehr zu den unsrigen, wie in den Jahren, da Sie als Professor des römischen Rechts Ihren Ruhm begründeten. Es liegt uns ferne hier Ihre Verdienste, auch nur die um unsere Jurisprudenz aufzählen zu wollen. Ist doch schon dem Schüler, der unser altes, ewig junges Rechtsbuch aufschlägt, Ihr Name von dem Kaiser Justinians untrennbar.

<sup>6)</sup> *P. Jörs — W. Kunkel*, Römisches Privatrecht, 3. Auflage 1949 (vgl. *A. Söllner*, Römische Rechtsgeschichte, 1971, 20). Hingewiesen sei auf den lebendigen Beitrag von *K. Engisch*, Gießener Juristen der letzten 100 Jahre, Festschrift Universität Gießen, 1957, 21. Die Nekrologe auf Jörs sind verzeichnet in der Festschrift Universität Gießen, 1957, 524.

<sup>7)</sup> Aus der neueren Literatur sei hier nur verwiesen auf *Ch. Helfer*, Rudolf von Ihering als Rechtssoziologe, Gieß. Univ.-Bl. V, 1972, H. 2, S. 40—56.

<sup>8)</sup> Kiel.

Wir stehen an einem Wendepunkt unserer Wissenschaft. In wenig Jahren wird das römische Recht seine Geltung in unserm Vaterlande verloren haben<sup>9)</sup>. Und es gibt der Stimmen schon heute genug, die fragen, was es uns dann noch nützen soll. Wir werden die Grundlagen unserer juristischen Bildung zu verteidigen haben. Und wenn wir hoffen dürfen, daß dieser Kampf kein erfolgloser sein wird, so beruht diese Zuversicht vor allem in dem Vertrauen, das wir zu dem Rüstzeug und zu den Waffen unserer Wissenschaft haben. Sie haben sie uns geschaffen, uns führen gelehrt. Des Dankes werden wir eingedenk sein, so lange wir uns bewußt sind, daß wir auch in der Verteidigung der Lehre des römischen Rechts und in der Fortbildung seiner Durchforschung ein Erbe unserer Väter zu bewahren haben.

Sie begehen den Festtag in der Siebenhügelstadt, der Ihr Wirken und Schaffen gegolten hat seit jener Zeit, als Sie ad legem de scribis et viatoribus et de auctoritate<sup>10)</sup> schrieben. Nehmen Sie die Grüße aus der Heimat freundlich entgegen. Führen Sie uns noch lange in dem Kampf für Wissen und Wahrheit:

Salve imperator!

Die Juristen-Facultät der Ludewigs Universität zu Gießen

Adresse H. Prof. Dr. Mommsen

Rom

Jörs 3/11

Istituto archeologico

Monte Caprino«

Dieses Schreiben wurde in Reinschrift durch den damaligen Universitäts-Sekretär und Vorstand der Universitäts-Kanzlei, *Friedrich Schäffer*, am 5. 11. 1893 abends zur Post gegeben, wie ein weiterer entsprechender Vermerk auf dem Entwurf erweist.<sup>11)</sup>

<sup>9)</sup> Gemeint ist die damals vorbereitete und bevorstehende Einführung des BGB (1900).

<sup>10)</sup> So lautete der Titel der Dissertation Mommsens, vgl. Christ (o. Anm. 1) 86.

<sup>11)</sup> Natürlich könnte man fragen, warum ein derartiges Glückwunschsreiben von den Juristen, offenbar aber nicht auch von der Philosophischen Fakultät der Universität Gießen verfaßt und abgeschickt worden ist. Die naheliegende Erklärung, daß es sich um das Jubiläum einer juristischen, nicht aber einer philosophischen Promotion handelte, könnte nicht völlig befriedigen. Zunächst wäre da wohl zu sagen, daß es damals noch keinen speziellen Vertreter der Alten Geschichte an unserer Universität gegeben hat (vgl. *H. G. Gundel*, *Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen . . .*, Festschr. Univ. Gießen 1957, 224, 237); ferner mochten der damalige dienstälteste Historiker, Hermann Oncken (vgl. *H. G. Gundel*, *Treitschke und Oncken um 1870*, *Nachr. d. Gieß. Hochschulgesellschaft* 35, 1966, bes. 172 f.) – möglicherweise wegen politisch divergierender Grundauffassung –, und die Philosophische Fakultät aus anderen Gründen (obwohl der mit Mommsen zerstrittene *A. Philippi* zum 1. 10. 1893 Gießen verlassen hatte) keine besondere Neigung zu einem Glückwunschsreiben an Mommsen verspürt haben.

### III

Das Antwortschreiben Mommsens, das den Eingangsvermerk 17. 11. 1893 trägt und anschließend von den bereits mehrfach genannten Gießener Professoren abgezeichnet worden ist, hat folgenden Wortlaut:

»Rom, 13. Nov. 1893

Gehrter Herr Dekan,

Nehmen Sie für den von Ihnen und Ihrer Facultät mir dargebrachten Festgruß meinen Dank freundlich entgegen. Daß die Juristen den ehemaligen Genossen, trotzdem er nur indirect der Rechtswissenschaft Dienste geleistet hat, dennoch weiter als einen der ihrigen haben gelten lassen, ist mir stets, und vor allem an diesem Tage, eine Ehre und eine Freude gewesen. Wer für das römische Recht arbeitet, arbeitet nicht vergebens.

Wenn wir aber wünschen müßen, daß das einheitliche deutsche Recht allen Hindernissen zum Trotz zu Stande komme, so wird dessen Einführung die ideale Unvergänglichkeit des römischen sicher nur bestätigen.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner Dankbarkeit und meiner Hochachtung.

Mommsen Dr.«

Schneller war der ganze Vorgang wohl kaum zu erledigen. Ob das in unserer Gegenwart auch möglich wäre? . . .

### *Anhang*

#### Die Besetzung der juristischen Ordinariate 1850—1946

Häufiger Wechsel in der Besetzung der Gießener juristischen Ordinariate war geradezu kennzeichnend für bestimmte Phasen des hier noch anhangsweise berücksichtigten Zeitraumes. Dieses auch von *K. Engisch*, Gießener Juristen der letzten 100 Jahre, Festschrift Universität Gießen 1957, 17, betonte Charakteristikum erschwert es dem nachbetrachtenden Universitätshistoriker und anderweitig Interessierten aber ganz erheblich, die wirklichen Zusammenhänge schnell zu erkennen, und dies um so mehr, als es für diese Zeit weder eine wirkliche Geschichte unserer Universität noch eine der Juristischen Fakultät gibt. Die im folgenden beigegefügte Übersicht, die nach anderen Vorarbeiten<sup>12)</sup> im Zuge der Beschäftigung mit dem hier veröffentlichten Mommsen-Brief allmählich entstanden ist, möge zugleich als eine Art von historischem Register und Ergänzung zu den Ausführungen von *K. Engisch* dienen; sie ist mit Hilfe der Personalbestände, der Vorlesungsverzeichnisse, der Dozentenverzeichnisse in den Festschriften von 1907 und 1957 sowie — in Zweifels-

<sup>12)</sup> s. *H. G. Gundel*, Grundzüge der Gießener Universitätsgeschichte, Gießen u. s. Landschaft in Vergangenheit und Gegenwart (Universitätsvorträge, hsg. von G. Neumann), Gießen 1970, 139—168.

fällen — der Personalakten (soweit vorhanden) und anderer Materialien des Gießener Universitäts-Archivs erstellt worden.

Die Liste enthält nur die Inhaber der planmäßigen juristischen Lehrstühle in der durch Wiederbesetzungen bedingten Folge. Nicht erfaßt sind die Vertreter des planmäßigen Extraordinariats, die außerplanmäßigen außerordentlichen Professoren, Honorarprofessoren, Privatdozenten und Lehrbeauftragten, die man natürlich auch berücksichtigen muß, wenn man das Lehrerdeputat einer gewissen Phase erkennen will.

Lediglich die Vertreter des planmäßigen Extraordinariats möchte ich — einer Anregung von K. Engisch folgend — hier vorweg noch nennen, zumal sie zwischen den beiden Weltkriegen »als völlig ebenbürtig mit den Ordinarien angesehen« wurden (brieflich). Ohne die Dinge im einzelnen untersuchen zu können, sei gesagt, daß das planmäßige Extraordinariat anscheinend im Jahr 1882 oder etwas später eingerichtet worden ist. Vorher hat es auch außerordentliche Professoren gegeben, in mehreren Jahren einen (1852—1854. 1863—1864/5. 1868. 1872/3—1873), in anderen zwei (1855—1856/7. 1858—1862/3. 1865—1867) und während einiger Semester (1857—1857/8) sogar drei nebeneinander. Da in gewissen Zeitspannen jedoch kein a. o. Professor vorhanden war (1850—1851/2. 1854/5. 1867/8. 1868/9—1872. 1873/4—1881/2), ist anzunehmen, daß es damals ein planmäßiges Extraordinariat noch nicht gab. Zu dieser frühen Gruppe von Extraordinarien seit 1850 gehörten: K. Neuner (1851—1854), G. Sandhaas (1855—1857), Th. von Helmholt (1855—1867), K. Levita (1856—1862/3, später von Levita-Rechten), O. Bülow (1865—1867, dann Ordinarius, später geadelt). A. Merkel (1868) und E. Zimmermann (1872/3—1873). Dann kam erst wieder 1882 ein außerordentlicher Professor nach Gießen, A. von Kries, der 1882/3 als Ordinarius Nachfolger von F. E. von Liszt wurde. 1883 wurde dann J. B. Braun, der seit 1861 als Privatdozent in Gießen gewirkt hatte, Extraordinarius. Braun lehrte bis 1903 und wird im Vorlesungsverzeichnis 1903/4 als »in Pension« aufgeführt, ein Zeichen dafür, daß seine Stelle inzwischen planmäßig geworden war. Die Nachfolger Brauns als planmäßige Extraordinarien waren: P. G. Kretschmar (1903—1909), H. A. Fischer (1909—1912, dann Ordinarius in Gießen), L. Rosenberg (1912—1916, dann Ordinarius). Nach einer offenbar durch die Kriegsverhältnisse verursachten Lücke folgten einander (vgl. *Engisch*, Festschrift 1957, 29): R. Henle (1919—1923), W. Groh (1924—1927), (E. Bötticher als Vertreter 1927—1932), E. Bötticher (1932—1934), R. Dietz (1935—1937, dann Ordinarius), K. A. Hall (1936—1946\*). Diese Zusammenstellung läßt erkennen, daß das planmäßige Extraordinariat erst im Laufe der Jahrzehnte nach 1850 eingerichtet worden ist. Seine besondere Bedeutung hat es zweifellos durch die jeweiligen Vertreter erhalten.

\* doch s. u. S. 60.

Bei der folgenden Tabelle, für die es — soweit ich sehe — eine Vorgängerin nicht gibt, war auch aus Raumgründen eine Beschränkung auf die Ordinariate in Gießen nötig. So aufschlußreich eine solche Übersicht der Sukzessionen für die Geschichte der Institution als solcher und für die Universitätsgeschichte auch sein mag, so wenig sagt sie freilich in ihren älteren Teilen für eine bestimmte Fachrichtung aus. Wenn man die Vorlesungsverzeichnisse aus der Zeit 1850—1870 durchsieht, kann man bald feststellen, daß die angekündigten Unterrichtsveranstaltungen nur in seltenen Fällen einen besonderen Forschungsschwerpunkt eines Gelehrten erkennen lassen. Die Ordinarien haben vielmehr die für das juristische Studium nötigen Stoffgebiete abwechselnd behandelt, wobei eine gegenseitige Absprache vor der Ankündigung als wahrscheinlich angesehen werden darf. Die Sukzessionen sind also nicht mit der Folge einer wissenschaftlichen Fachrichtung identisch; so kommt es, daß man z. B. R. von Ihering und P. Jörs in verschiedenen Kolumnen — man könnte auch sagen: »Deszendenzen« — findet. Im übrigen erfolgte eine deutlichere Aufgliederung in die großen Spezialgebiete wie Zivilrecht, Bürgerliches und Römisches Recht, Strafrecht, Staatsrecht, Deutsches Recht, Arbeitsrecht wohl erst vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts an im Zuge der allgemein immer stärker werdenden Spezialisierung. Aber auch im 20. Jahrhundert können die Sukzessionen auf einem Lehrstuhl nicht immer eindeutig auf das Spezialgebiet des jeweiligen Gelehrten hinweisen. So ist z. B. das Fachgebiet von Mittermaier — (Engisch) — Gallas 1936 von K. A. Hall übernommen worden, d. h. die Funktion des Strafrechtslehrstuhls wurde auf das planmäßige Extraordinariat verlagert. Die Ernennung von R. Dietz (Zivilist und Arbeitsrechtler) zum Ordinarius (persönlicher O. 1937, planmäßiger 1938) konnte aber offenbar nur durch Übertragung dieses Lehrstuhles erfolgen, obwohl damit eine Überkreuzung der Fachrichtung ganz evident war.

Die den Namen beigefügten Jahreszahlen nennen die Dauer der Lehrtätigkeit des einzelnen Gelehrten in Gießen. In Klammern gesetzt sind die Namen von beauftragten Vertretern — soweit bekannt. In der Sukzessionsfrage enthält die Liste noch zwei unsichere Stellen; es handelt sich um die Frage, ob R. Ihering 1852 tatsächlich — wie mir wahrscheinlich ist — der Nachfolger von A. Renaud wurde, und zweitens um die Nachfolge Regelsberger (1872) oder anders ausgedrückt um die Frage, ob damals für Herm. Seuffert ein neuer Lehrstuhl eingerichtet (bzw. nach sehr langer Vakanz wieder besetzt) worden ist — oder für H. Bürkel; leider sind in diesen Fällen die Regesten der Festschrift 1907 unergiebig, und die Personalakten fehlen völlig.

Während es 1850 sechs Ordinarien gab, lehrten von 1852—1872 nur vier, und ab 1872/3 waren fünf juristische Ordinariate nebeneinander besetzt. Damit sind die Namen der fünf im Zusammenhang mit dem Mommsen-Brief von 1893 genannten Gießener Juristen in den größeren universitätsgeschichtlichen Zusammenhang gestellt und von dieser Warte aus »transparent« gemacht.

# Die Gießener juristischen Ordinarien 1850 - 1946

(Namen in Klammern: Vertreter, soweit bekannt)

|      |                                  |  |                                  |                              |                                  |  |
|------|----------------------------------|--|----------------------------------|------------------------------|----------------------------------|--|
| 1850 | E. V. F. von Löhr<br>(1813-1851) | E. L. K. Weiss<br>(1838-1851)          | J. H. F. Birnbaum<br>(1840-1875) | E. Wippermann<br>(1848-1852) | A. Renaud<br>(1848-1851)         | C. O. von Madai<br>(1849-1850)                       |
| 1851 | W. Deurer<br>(1851-1868)         |  |                                  |                              |                                  |  |
| 1852 |                                  | F. W. A. Wasserschleben<br>(1852-1889) |                                  |                              | R. von Ihering<br>(1852-1889)    |  |
| 1868 | O. von Bülow<br>(1867/8-1872)    |  |                                  |                              | F. Regelsberger<br>(1868-1872)   |  |
| 1872 | E. Eck<br>(1872/3)               |  |                                  |                              | H. Bürkel<br>(1872-1877)         | Herm. Seuffert<br>(1872-1879)                        |
| 1873 | O. Wendt<br>(1873-1876)          |  |                                  |                              |                                  |  |
| 1875 |                                  |  | K. Gareis<br>(1875-1888)         |                              |                                  |  |
| 1876 | L. von Seuffert<br>(1876-1881)   |  |                                  |                              |                                  |  |
| 1877 |                                  |  |                                  |                              | G. Kretschmar<br>(1877-1895)     |  |
| 1879 |                                  |  |                                  |                              |                                  | F. E. von Liszt<br>(1879-1882)                       |
| 1881 | G. Pescatore<br>(1881-1883)      |  |                                  |                              |                                  |  |
| 1882 |                                  |  |                                  |                              |                                  | A. von Kries<br>(1882-1886)                          |
| 1884 | R. Stammler<br>(1884-1885)       |  |                                  |                              |                                  |  |
| 1885 | K. Hellwig<br>(1885-1888)        |  |                                  |                              |                                  |  |
| 1887 |                                  |  |                                  |                              |                                  | H. Bennecke<br>(1887-1890)                           |
| 1888 | P. Jörs<br>(1888-1895)           |  | H. O. Lehmann<br>(1888-1889)     |                              |                                  |  |
| 1889 |                                  | K. Cosack<br>(1889-1893)               | A. Schmidt<br>(1889-1913)        |                              |                                  |  |
| 1890 |                                  |  |                                  |                              |                                  | R. Frank<br>(1890-1900)                              |
| 1893 |                                  | K. F. Heimbürger<br>(1893-1903)        |                                  |                              |                                  |  |
| 1895 | G. A. Leist<br>(1895-1917)       |  |                                  |                              |                                  |  |
| 1896 |                                  |  |                                  |                              | J. Biermann<br>(1896-1912)       |  |
| 1900 |                                  |  |                                  |                              |                                  | E. Beling<br>(1900-1902)                             |
| 1902 |                                  |  |                                  |                              |                                  | J. Heimbürger<br>(1902)                              |
| 1903 |                                  | W. von Calker<br>(1903-1913)           |                                  |                              |                                  | W. Mittermaier<br>(1903-1933)                        |
| 1912 |                                  |  |                                  |                              | H. A. Fischer<br>(1912-1916)     |  |
| 1913 |                                  | H. Gmelin<br>(1913-1941)               | R. Hübner<br>(1913-1918)         |                              |                                  |  |
| 1916 |                                  |  |                                  |                              | L. Rosenberg<br>(1916-1932)      |  |
| 1918 | O. Eger<br>(1918-1946)           |  | E. Mayer-Homberg<br>(1918-1919)  |                              |                                  |  |
| 1919 |                                  |  | A. Zycha<br>(1919-1923)          |                              |                                  |  |
| 1923 |                                  |  | K. Frölich<br>(1923-1946)        |                              |                                  |  |
| 1932 |                                  |  |                                  |                              | E. Bley<br>(1932-1940)           |  |
| 1933 |                                  |  |                                  |                              |                                  | (K. Engisch<br>1933/4)                               |
| 1934 |                                  |  |                                  |                              |                                  | W. Gallas<br>(1934-1935/6)                           |
| 1936 |                                  |  |                                  |                              |                                  | (K. A. Hall)<br>(1936-1946)                          |
| 1937 |                                  |  |                                  |                              |                                  | R. Dietz<br>(1937-1940)                              |
| 1941 |                                  | K. Heyland<br>(1941-1946)              |                                  |                              | vacat<br>(F. Baur)<br>1941-1945) | vacat (Fr. Baur)<br>(W. Müller-Freienfels<br>1943/4) |

## **Virologie - ein Sonderforschungsbereich der Gießener Universität**

*Die Entwicklung der Forschung ist einerseits gekennzeichnet durch fortschreitende Differenzierung, andererseits hat sich die Tendenz zur Integration von verschiedenen Fachgebieten verstärkt. Gab es in der Vergangenheit noch Gelehrte, die das Wissen ihrer Zeit überschauen konnten, so ist es heute kaum möglich, die Gesamtentwicklung auch nur eines Fachs zu verfolgen. Das Spezialwissen wächst so schnell, daß komplexe wissenschaftliche Fragestellungen allein durch Kooperation geklärt werden können. Solche Großprojekte erfordern nicht nur einen erheblichen personellen Aufwand, sondern auch eine entsprechende apparative Ausstattung und langfristige Finanzierung.*

*Die traditionelle Universitätsforschung konnte diesen Ansprüchen immer weniger genügen. Sie war im wesentlichen fachwissenschaftlich orientiert, an die Person des jeweiligen Hochschullehrers gebunden und wurde sowohl durch die Knappheit der staatlichen Mittel als auch durch die Zunahme der Lehr- und Verwaltungsbelastungen der Hochschullehrer in ihrer Effektivität beeinträchtigt. Der drohenden Abwanderung der Wissenschaftler in Bereiche mit besseren Arbeitsbedingungen mußte durch geeignete Maßnahmen begegnet werden. Die Überlegung, daß in Anbetracht der begrenzten Ressourcen Prioritäten in der Forschungsförderung gesetzt werden müssen, führte 1967 zur Konzeption von institutionalisierten Forschungsschwerpunkten an den Universitäten, den sog. Sonderforschungsbereichen. In den Empfehlungen des Wissenschaftsrats heißt es dazu:*

*»Mit der Bildung von Sonderforschungsbereichen werden verschiedene Ziele verfolgt. Es geht um eine Konzentration der Kräfte, um die Förderung der Kooperation zwischen den Forschern und zwischen den verschiedenen Forschungseinrichtungen, um eine planvolle Abstimmung der Spezialisierungsgebiete, um die Schaffung leistungsfähigerer Forschungseinheiten in den Hochschulen und Hand in Hand damit um eine verstärkte und zugleich mit einer Leistungskontrolle verbundene finanzielle Förderung der Forschung.«<sup>1)</sup>*

*Es ist Aufgabe der einzelnen Universitäten, sich für bestimmte Schwerpunkte zu entscheiden und die Genehmigung von Sonderforschungsbereichen zu beantragen, deren Finanzierung Bund und Länder nach eingehender Prüfung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft übernehmen.*

<sup>1)</sup> »Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen für 1970«, vorgelegt 1967, S. 128.

An der Justus Liebig-Universität existieren z. Z. zwei Sonderforschungsbereiche, der eine hat Vergleichende Forschung in der Nervenheilkunde und Psychosomatik zur Aufgabe, der andere konzentriert sich auf die Virologie.

*Institute und  
Arbeitsgruppen*

Für die Bildung des Forschungsschwerpunktes »Virologie« waren die Ausgangsbedingungen an der Gießener Universität besonders günstig. Die virologischen Institute der Human- und Veterinärmedizin, die virologische Abteilung des Phythopathologischen Instituts, eine Arbeitsgruppe aus dem Institut für Medizinische Mikrobiologie sowie das Veterinärpathologische Institut schlossen sich im Herbst 1967 zum Sonderforschungsbereich »Virologie« zusammen. Durch die Aufnahme von Neuropathologen und einer pharmakologischen Arbeitsgruppe konnten noch bestehende Lücken im Untersuchungsprogramm ausgefüllt werden.

*Generalthema  
und Teilprojekte*

Unter dem gemeinsamen Generalthema »Untersuchungen zur Pathogenese von Virusinfektionen auf molekularer und zellulärer Basis sowie im Organismus« erforschen 45 Wissenschaftler aus 3 Fachbereichen die verschiedenen Aspekte der Wechselwirkung zwischen Viren und Zellen bzw. Organismen. Im einzelnen werden dabei folgende Teilprojekte bearbeitet: Struktur und Vermehrung von Viren, Stoffwechsel der Wirtszellen und dessen Veränderung durch die Virusinfektion, Virusgenetik, Untersuchungen an Viroiden, Pathogenese der Virusinfektion im Organismus, Mechanismen bei Vergiftung mit hochmolekularen Toxinen.

Bei der wöchentlichen Arbeitsbesprechung werden einmal laufende Arbeiten diskutiert, zum anderen auch Probleme besprochen, die noch nicht experimentell erforscht worden sind. Hypothesen werden aufgestellt, Prüfverfahren vorgeschlagen und neue Arbeitsgruppen gebildet. Prof. Dr. med. vet. Rudolf Rott schätzt die bisherige Zusammenarbeit positiv ein: »Unser Sonderforschungsbereich funktioniert sehr gut. Wir sind soviel im Gespräch, daß wir ganz genau wissen, wo die persönlichen Forschungsinteressen der einzelnen Wissenschaftler liegen bzw. wo die notwendige Kapazität und der entsprechende wissenschaftliche ‚background‘ vorhanden ist.«

Die Virus-Forschung hat in den letzten Jahrzehnten wachsende Bedeutung erlangt. Als Ursache vieler Krankheiten beim Menschen — wie Schnupfen, Influenza, Masern, Pocken u. a. — sind bis heute etwa 400 verschiedene Viren entdeckt worden. Man schätzt, daß Viren für mehr als die Hälfte aller menschlichen Erkrankungen verantwortlich sind. Auch Tiere, Pflanzen und Bakterien werden von diesen Erregern befallen, die, chemisch gesehen, im einfachsten Fall nur Nukleoproteide darstellen. Ihre relativ unkomplizierte Struktur macht sie hervorragend geeignet zum Studium biochemischer Vorgänge im Bereich der Zelle.

*Aufbau eines Virus*

Von einer Eiweißhülle umschlossen, enthält der Kern des Virus das Erbmaterial — die genetische Information — in Form von Nukleinsäure. Je nachdem,

ob es sich um Ribonukleinsäure oder Desoxyribonukleinsäure handelt, unterscheidet man RNS- und DNS-Viren. Der geringe Nukleinsäuregehalt der Virusteilchen und damit ihre begrenzte genetische Information reicht zur selbständigen Vermehrung nicht aus. Nur in Verbindung mit dem Syntheseapparat einer Wirtszelle kann sich das Virus vermehren. Der in das Zellinnere geschleuste Erreger entledigt sich seiner Proteinhülle und bewirkt mittels seiner Nukleinsäure eine Umsteuerung des normalen Stoffwechsels der Wirtszelle, die nun auf Kosten eigener Bausteine Virusbestandteile herstellt. Daraus werden neue Viren zusammengesetzt. Ein Teil der Viren besitzt neben der Minimalausstattung noch eine Außenhülle, die aus Proteinen, Lipid und Kohlenhydraten besteht. Diese Außenhülle stellt, wie Prof. Dr. med. Hans-Dieter Klenk fand, eine virusspezifisch veränderte Zellmembran dar. Bei der Reifung dieser Viren werden in die Zellmembran virusspezifische Glykoproteide – das sind Eiweiß-Kohlenhydrat-Verbindungen – eingelagert. Nach der Synthese des Viruskernes, des sog. Nukleokapsids, wird dieser von der so veränderten Zellmembran umgeben und anschließend das jetzt fertige Viruspartikel über feine Ausstülpungen der Zellmembran aus der Wirtszelle ausgeschleust (Abb.1).

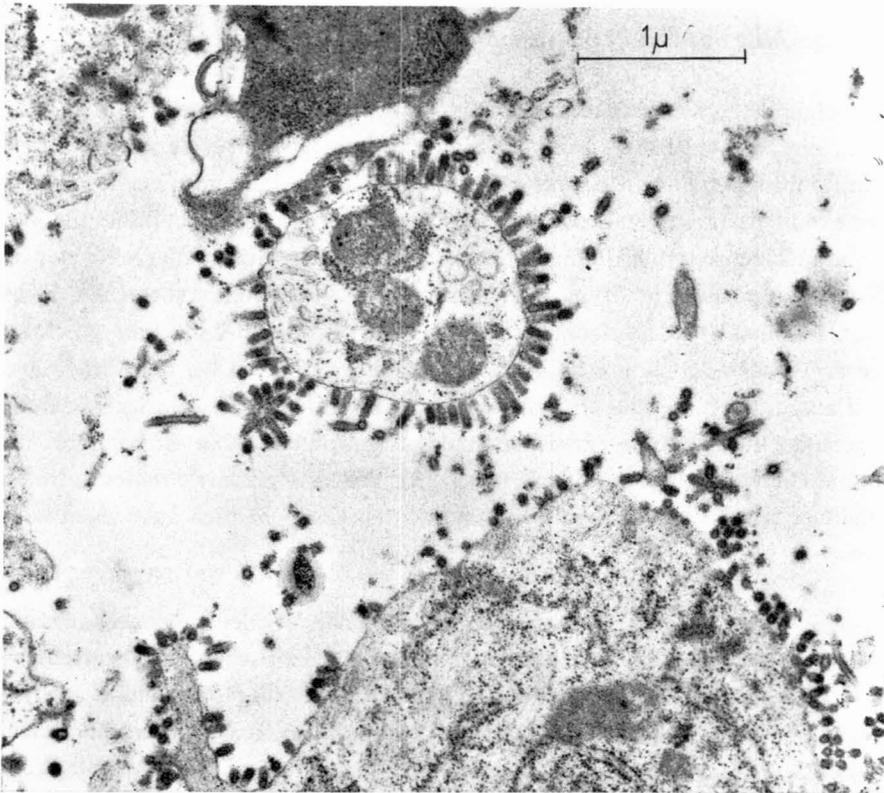


Abb. 1. Elektronenmikroskopische Aufnahme über die Ausschleußung von neugebildeten Influenzaviren aus der Wirtszelle. Foto: SFB Virologie

Viren sind auf Grund ihrer chemischen Zusammensetzung antigen wirksam. Sie lösen während einer Infektion die Erzeugung spezifischer Gegenkörper aus. Diese Antikörper verbinden sich mit den Antigenen; krankheitserregende Viren können auf diesem Wege im Organismus und im Reagenzglas unschädlich gemacht werden. Es gibt aber auch Infektionen, die erst nach der Bildung spezifischer Antikörper zur Krankheit führen.

Andere Viren vermehren sich so langsam und sind in einer so guten Balance mit der Wirtszelle, daß sie nicht abstirbt. Es ließ sich jedoch feststellen, daß bei der Vermehrung dieser Viren die Zellmembran so verändert wird, daß sie vom Organismus nicht mehr als eigen erkannt wird und daher Antikörper gegen sie gebildet werden. Aufgrund der nun möglichen Antigen-Antikörper-Reaktion können ebenfalls Krankheiten auftreten. Zur Aufklärung solcher Autoimmunkrankheiten arbeiten in Gießen Virologen und Immunologen zusammen. Prof. Rott sagte dazu: »Es ist sicherlich nicht so, daß die Zerstörung einer Zelle durch ein Virus die alleinige Ursache einer Krankheit darstellt. Das trifft nur dann zu, wenn funktionell wichtige Zellen befallen werden. Die Prozesse, die zur Krankheit führen, liegen noch im Dunkeln und wir können an diese Vorgänge erst herankommen, wenn wir das Wechselspiel zwischen der infizierten Zelle und den Reaktionsmöglichkeiten des Organismus kennen.«

Der eigentliche Schwerpunkt der Forschung liegt im Studium der Mechanismen, die zur Auslösung bzw. Verhinderung einer Viruserkrankung führen. Um Kenntnisse über die Struktur eines Virus zu erhalten, wird versucht, es in seine biologisch aktiven Bestandteile zu zerlegen, deren biochemische und biologische Eigenschaften dann bestimmt werden. Als Modell hierzu dienen in Gießen hauptsächlich Viren, die dem Erreger der Influenza nahestehen. Es ist Prof. Dr. med. vet. Hermann Becht und seinen Mitarbeitern gelungen, einige dieser Virusbestandteile zu isolieren und ihre Funktion bei der Virusinfektion aufzuklären. Bei diesen Untersuchungen wurden auch wichtige Hinweise zur Herstellung effektiver Virusimpfstoffe gewonnen. Man ist bestrebt, die immunisierenden Bestandteile in möglichst niedermolekularer, reiner Form zu erhalten, weil nicht notwendige Komponenten sich schädlich auswirken können.

Parallel zu den Strukturuntersuchungen wird der Vermehrungsmechanismus der Viren in der Zelle erforscht. Man will die spezifischen Syntheseschritte auffindig machen, um so u. a. Ansatzpunkte für eine therapeutische Beeinflussung der Virusinfektion zu gewinnen. Diese Arbeiten werden von Prof. Dr. rer. nat. Christoph Scholtissek und Prof. Klenk geleitet. Eine zentrale Frage ist z. Z. die Synthese viruspezifischer Glycoproteide. Wie bei vielen anderen wissenschaftlichen Entdeckungen wurden diese Untersuchungen durch einen

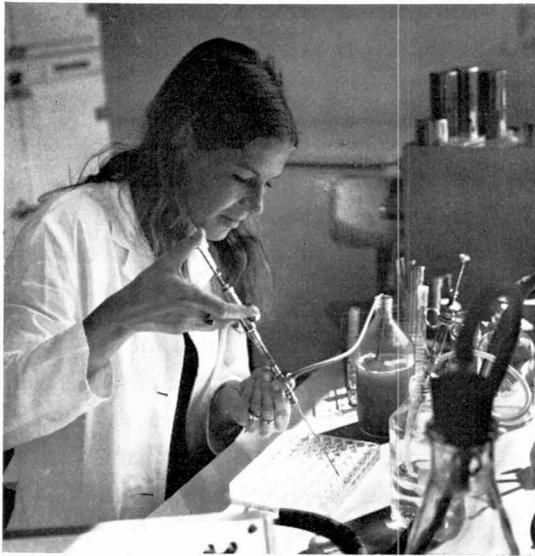


Abb. 2: Quantitativer Nachweis von Influenzavirus mit Hilfe der Hämagglutinationsreaktion

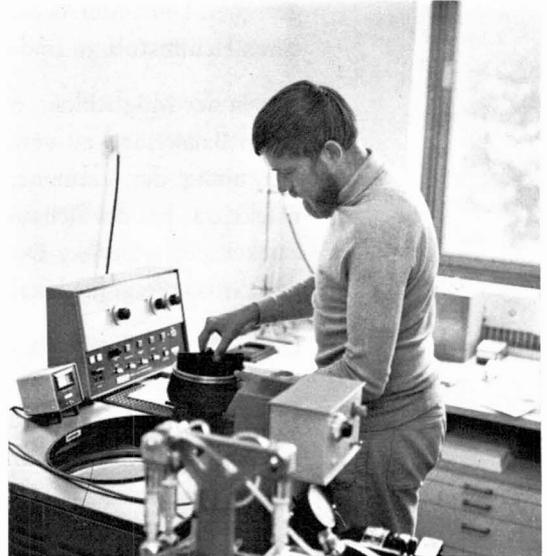


Abb. 3: Einsetzen eines Rotors in eine präparative Ultrazentrifuge zur Virusreinigung Fotos (Ms)

Zufall gefördert: In einem biochemischen Kolloquium erwähnte ein Referent, daß die Injektion eines bestimmten Aminosuckers, des Galaktosamins, bei den Versuchstieren zu einer Leberentzündung geführt habe. Dieser Effekt sei vermutlich dadurch zu erklären, daß Galaktosamin den Vorrat einer für die Kohlenhydratsynthese notwendigen chemischen Vorstufe schnell aufzehre.

Auf die Probleme der Virologie übertragen, bedeutete das: Wenn es gelingen würde, durch die Zugabe dieses Zuckers auf virusinfizierte Zellen die zur Kohlenhydratsynthese notwendige chemische Vorstufe aufzubrauchen, dann würden auch die für den Aufbau der Viren erforderlichen Glykoproteide nicht mehr hergestellt werden können. Damit hätte man ein Mittel in der Hand, die Virusvermehrung zu hemmen.

Die Hypothese wurde in zahlreichen Versuchen überprüft. Das Galaktosamin zeigte jedoch nicht die erhoffte Wirkung. Erst nach weiteren Experimenten mit anderen Aminosuckern stieß man auf das Glukosamin mit einer sehr starken Hemmwirkung. Dieser Zucker kommt normalerweise in der Zelle nur in geringen Mengen vor. Im Überschuß allerdings hat er die Eigenschaft, das in der Zelle vorhandene Uridintriphosphat so vollständig zu leeren, daß die Nukleinsäure- und Kohlenhydratsynthese empfindlich gestört wird. Dabei wird nicht nur die Vermehrung der Viren durch den Mangel an Glykoproteiden gehemmt; der Ausfall lebenswichtiger Stoffwechselforgänge schädigt auf die Dauer auch die Zelle. Als Chemotherapeutikum ist Glukosamin also nicht

geeignet. Die Untersuchungen auf diesem Gebiet können aber dazu beitragen, einen Hemmstoff zu finden, der keine unerwünschten Nebenwirkungen hat.

Neben der Möglichkeit, die Synthese des Virus durch den Mangel an notwendigen Bausteinen zu verhindern, bietet sich noch eine andere Lösung an: die Hemmung der Vermehrung durch die Lieferung falscher Bausteine. Dieser Effekt trat bei der Behandlung von virusinfizierten Zellen mit einem anderen Zucker, der 2-Desoxy-D-Glukose, auf. Das Ziel war wieder, den Aufbau der in der Virusaußenhülle lokalisierten Glycoproteide zu unterbinden.

Glykoproteide bestehen aus einer Anzahl von Aminosäuren, an die seitlich Kohlenhydrate angelagert sind. Diese Kohlenhydrate setzen sich ihrerseits aus einzelnen Monosachariden zusammen. Die Strukturähnlichkeit des für den Aufbau der Kohlenhydratseitenketten normalerweise verwendeten Zuckers mit der »zellfremden« 2-Desoxy-Glukose führt dazu, daß der falsche Baustein an die Monosacharidkette angelagert wird, ohne jedoch in der Lage zu sein, weitere Monosacharide zu binden. Damit wird die Produktion der Glykoproteide gestoppt. Die unvollständigen Glykoproteide zerfallen entweder oder können von den Viren nicht als Bausteine verwendet werden — die Vermehrung ist gehemmt.

Mit Hilfe dieser Zucker ist es möglich, Aufklärung über den Synthesemechanismus von Glykoproteiden überhaupt zu erhalten. Die Behandlung infizierter Zellen mit Glukosamin und 2-Desoxy-Glukose ergab weiterhin, daß die sonst nach Infektion mit bestimmten Viren auftretende Zellfusionierung nicht stattfindet. Der Einbau von virusspezifischen Glykoproteiden in die Zellwand bewirkt wahrscheinlich deren Funktionsänderung. So wird bei der Zellfusionierung die Abgrenzung zu benachbarten Zellen aufgehoben: es entsteht ein Zusammenschluß mehrerer Zellen zu einer Riesenzelle mit vielen Zellkernen. Auch nach Infektion von Zellen mit Tumorigen läßt sich eine Funktionsänderung der Zellmembran beobachten: Während die Vermehrung normaler Zellen, sobald sie in engen Kontakt miteinander kommen, gehemmt wird, ist das bei Tumorzellen nicht der Fall. Sie wachsen weiter und schieben sich in der Gewebekultur übereinander, so daß es zu kleinen Tumoren kommt. Der Funktionswandel der Zellwand kann sowohl nach Infektion mit Glykoproteidhaltigen Viren als auch mit Tumorigen durch einen Extrakt bestimmter Pflanzen nachgewiesen werden — durch Zusatz von Concanavalin-A läßt sich die Zellfusionierung und die Aufhebung der Kontaktinhibition verhindern. Vereinzelt man derartige Zellen, werden sie durch den Pflanzenextrakt verklumpt.

Der Sonderforschungsbereich bietet gute Voraussetzungen, solche bisher ungeklärten Zusammenhänge zu untersuchen. Einer Arbeitsgruppe ist es z. B. gelungen, ein Enzym zu erfassen, daß für die Synthese von Virus-Ribonukleinsäure erforderlich ist. In Gegenwart dieser spezifischen Polymerase läßt sich unter

geeigneten Bedingungen das genetische Material eines Influenza-Virus — seine Ribonukleinsäure — im Reagenzglas synthetisieren.

Wie Prof. Rott ausführte, sind die virusspezifischen RNS-Polymerasen insofern von medizinischem Interesse, weil eine Hemmung der Enzymaktivität und damit eine Blockierung der Virusinfektion den normalen Zellstoffwechsel nicht beeinträchtigt. Hier scheint ein idealer Ansatzpunkt für eine Chemotherapie von Virusinfektionen zu liegen. Darüber hinaus haben Versuche gezeigt, daß die Polymeraseaktivität durch solche Temperaturen beeinflusst wird, die einer Fieberreaktion im Organismus entsprechen. Damit wurde eine molekulare Erklärung für den Einfluß des Fiebers auf die Virusinfektion gefunden.

In Zusammenarbeit mit der Medizinischen Klinik und den Virologen erforschen Prof. Dr. med. vet. Eugen Weiß und seine Mitarbeiter die Ursache von Blutungen im Organismus nach der Infektion mit bestimmten Virusarten. Die Mechanismen, die zu diesen Blutungen führen, konnten zum Teil aufgeklärt werden.

Bei einem Pflanzenvirus ist es Prof. Dr. Heinz Ludwig Säger gelungen, ein infektiöses Agens zu isolieren, das nur aus RNS besteht, deren sehr geringer Informationsgehalt nur zur Bildung eines relativ niedermolekularen Proteins ausreicht. Es ist zu erwarten, daß die Aufklärung dieser als Viroid bezeichneten Systeme einen völlig neuen Typ von Vermehrungsmechanismen für Nukleinsäuren sichtbar machen wird, und daß damit die derzeitigen Vorstellungen über die Informations-Übertragung und -Realisation in lebenden Systemen erweitert werden. Man kann sich daher vorstellen, daß Viroide auch als Erreger bisher noch ungeklärter Infektionskrankheiten bei Mensch und Tier eine Rolle spielen.

*Viroide*

Eine pharmakologische Arbeitsgruppe unter Prof. Dr. med. Ernst Richard Habermann wurde neu in den Sonderforschungsbereich aufgenommen, weil zwischen Viren und hochmolekularen Giften große Ähnlichkeiten in ihrer Reaktion mit Zelloberflächen angenommen werden.

Wie die nicht vollkommene Aufzählung der Arbeitsthematik zeigt, reicht das Spektrum der modernen Virologie von der Biochemie bis zur Pathophysiologie. Ohne eine entsprechende Konzentration und Zusammenarbeit von Spezialisten unter einem gemeinsamen Generalthema können derartige Untersuchungen nicht mehr wirkungsvoll durchgeführt werden. Dieser Tatsache wurde im Sonderforschungsbereich »Virologie« Rechnung getragen.

Hans-Georg Burger

## **Wissenschaftsberichterstattung – ärgerlich oder erforderlich?**

Vor einigen Monaten arrangierte die Pressestelle der Justus Liebig-Universität ein Presseinformationsgespräch mit einem Wissenschaftler unserer Universität, um dessen neueste Forschungsergebnisse einem weiten Kreis der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Als er in den nächsten Tagen die Berichte in den verschiedenen Zeitungen über seine Forschung las, wandte er sich erschrocken an die Pressestelle, denn in manchen Berichten hatten sich nicht nur zahllose sachliche Fehler eingeschlichen, sondern einige Formulierungen schienen ihm sehr unglücklich geraten, ja teilweise fast marktschreierisch zu sein. Offensichtlich hätten – so der »Leidtragende« in einem Brief an die Pressestelle – einige beteiligte Journalisten das Institut mit einem Jahrmarkt verwechselt. Der »Erfolg«: bei manchem Mitarbeiter und Kollegen haben die Berichte – je nach Temperament – Heiterkeit oder Betroffenheit ausgelöst. Schob der eine die Schuld auf die Presse, so erklärte der andere seinen Kollegen zum »Aufschneider«. Angesichts solcher Lehren zog der Betroffene in Erwägung, künftig auf Berichte über neue Forschungsergebnisse seines Instituts in der Presse zu verzichten.

Andererseits werden Wissenschaftler immer wieder dazu aufgefordert, ihre Ergebnisse über den Fachkollegenkreis hinaus auch der allgemeinen Öffentlichkeit bekannt zu machen. Jüngst noch hat anlässlich der Eröffnung der Jahrestagung der Deutschen Bodenkundlichen Gesellschaft in Gießen Ministerialrat Dr. Wick vom Hessischen Landwirtschafts- und Umweltministerium die Wissenschaftler aufgefordert, mit ihrer Arbeit verstärkt an die Öffentlichkeit zu treten. Auch der Präsident der Bodenkundlichen Gesellschaft, Prof. Mückenhausen, forderte von seinen Kollegen öffentlichkeitsbezogene Arbeit.

Als die Pressestelle sich vor einiger Zeit an einen noch sehr jungen Wissenschaftler mit der Bitte wandte, die Ergebnisse seiner Forschungsarbeit, die sicherlich einen größeren Kreis der Öffentlichkeit interessieren würden, für einen kürzeren Bericht in einer großen populären Zeitschrift einigermaßen verständlich zusammenzufassen, war dieser zunächst sofort dazu bereit. Nach einiger Bedenkzeit bat er, doch von dem Vorhaben Abstand nehmen zu dürfen. Nach dem Grund hierfür befragt, entgegnete er, daß er für sein berufliches Fortkommen in der Wissenschaft eventuelle Nachteile hieraus befürchte. Viele würden es dann nämlich so sehen, daß es mit der Wissenschaftlichkeit

seiner Forschung nicht so weit her sein könne, wenn er populäre Berichte verfasse.

Die Palette solcher Unmutsäußerungen, Befürchtungen und Aufforderungen hinsichtlich der Wissenschaftsberichterstattung ließe sich beliebig verlängern. Es stellt sich also die Frage, ob die Berichterstattung aus Forschung und Lehre in der nichtfachlichen Presse einen Sinn hat oder nicht. Für und Wider dieser Frage sollen im folgenden kurz erörtert und Hinweise für alle daran Beteiligten, für die Wissenschaftler und Journalisten, gegeben werden, wie sich mancher Ärger vermeiden ließe und wie stattdessen der Wissenschaftsberichterstattung mehr Verständnis entgegengebracht werden könnte.

### *Wissenschaft in der Diskussion*

Diese Frage kann nicht für sich separat, sondern muß u. a. auch in Zusammenhang mit der Diskussion um Wissenschaft und Forschung, von der einige schon sagen, sie sei offensichtlich in einer Krise, gesehen werden. Noch vor etwas mehr als zehn Jahren war man sich darüber einig, daß nie genug geforscht, daß nie genug für die Forschung getan werden könne. Ende der fünfziger Jahre wurde die ganze westliche Welt — wohl hauptsächlich in Zusammenhang mit dem Start des ersten Sputniks — von der Sorge befallen, wissenschaftlich hinter die UdSSR zurückzufallen. Vor allem in den USA wurden Milliarden von Dollars in die Technik investiert, um den technischen Vorsprung vor den Sowjets zu halten oder wieder zu erreichen. In der Bundesrepublik kam natürlich der Umstand hinzu, daß in der Phase des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg die Voraussetzungen für die deutsche Wissenschaft geschaffen werden mußten, die einen Wiederanschluß an den internationalen Standard gewährleisten konnten.

Ende der sechziger Jahre konfrontierten die Studentenunruhen die Öffentlichkeit unvorbereitet mit der Krise der wissenschaftlichen Hochschulen. Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit wurde dadurch in einem hohen Maße belastet. Wissenschaft war fast unpopulär. Nunmehr macht sich sogar im Zuge der weltweiten kritischen Auseinandersetzung mit dem sich beschleunigenden wissenschaftlich-technischen Fortschritt und den immer stärker empfundenen negativen Folgen des Fortschritts sogar eine gewisse Anti-Science-Bewegung bemerkbar<sup>1)</sup>. Die Überschrift eines Leitartikels »Es wird zuviel geforscht« in einer großen liberalen Tageszeitung weist mehr als deutlich auf dieses Symptom hin<sup>2)</sup>. Der erwähnte Artikel fordert zwar keine generelle Einschränkung der Forschung, plädiert aber für eine stärkere Selektierung, um das Notwendige vom bloß Wünschenswerten oder gar Überflüssigen zu scheiden.

Nicht nur von Publizisten und Politikern wird die Forschung vermehrt attackiert, in letzter Zeit mehrten sich auch die kritischen Stimmen aus dem Lager der Wissenschaftler selbst, die besorgt fragen, ob noch alles, was um der Erkenntniserweiterung willen geschieht, vertretbar sei<sup>3)</sup>. So sagt der Bielefelder Pädagoge Hartmut von Hentig in seinem Buch »Magier oder Magister?«: »Zwar erfüllen die Wissenschaften auch jetzt die Aufgabe, nützliches Wissen zu vermehren, aber sie tun es zunehmend auf Kosten der gegenseitigen Verständigung und damit der Möglichkeit von Kritik, Auswahl und Verantwortung. Sie vermehren darum auch viel unnützes, nicht gemeinnütziges Wissen und geraten, weil Wissen heute allemal teuer ist, Macht bedeutet und aus den beschränkten gemeinsamen Ressourcen bestritten wird, in heftige, irrationale, politische Konflikte.«<sup>4)</sup>

Die Periode des »immer mehr, immer weiter, immer schneller« in der Forschung scheint vorläufig vorbei zu sein. Nicht nur das, auch die Praxis der bisherigen Forschungsförderung steht offensichtlich mit zur Disposition. Es ist davon auszugehen, daß sich die Aufwendungen für Forschung und Entwicklung bei uns künftig nicht mehr wesentlich erhöhen werden. Da die Forschungsgebiete sich ständig vergrößern, wird die Frage nach der Priorität in der Forschung für Parlament und Regierung und auch die allgemeine Öffentlichkeit dringlicher werden. Forschungen zu Fragen der Kernenergieentwicklung sind im Vergleich mit medizinischen, biologischen oder ökologischen Vorhaben kostspielig, ganz zu schweigen von solchen geisteswissenschaftlicher Richtung. Daher wird man sich demnächst auch damit auseinandersetzen haben, ob im Interesse der anstehenden wissenschaftlichen Aufgaben kostspielige Forschungen und Entwicklungen reduziert oder gar gestrichen werden müssen und zwar solche, die weder dringlich noch »gesellschaftlich relevant« sind, um dieses Modewort zu benutzen. Um zu verdeutlichen, was explizit damit gemeint ist, sei hierfür ein Beispiel angeführt: Die Weltraumunternehmungen der letzten eineinhalb Jahrzehnte haben der Menschheit außerordentliche wissenschaftliche Erkenntnisse und technische Entwicklungen beschert. Der im Gegensatz zum unbemannten Raumflug extrem kostspielige bemannte Raumflug muß den Nachweis des Nutzens — gemessen an seinem Aufwand — allerdings erst noch antreten. Besonders gilt dies für solche Projekte wie eine Marslandung oder ähnliche. Solange die großen noch ungelösten Fragen der Medizin und der Umweltentgiftung, deren Bewältigung die Allgemeinheit gerade von der Forschung erwartet, und die vielen anderen lebenswichtigen Fragen noch so weit von einer Lösung entfernt sind, solange kann die Förderung solcher Projekte mit öffentlichen Steuergeldern nicht mehr verantwortet werden<sup>5)</sup>. Die Forderungen, im Bereich der Forschung Aufwand und möglichen Nutzen vernünftig zu proportionieren, sind so gesehen nur zu verständlich.

In der modernen Industriegesellschaft werden die negativen Folgen des technischen Fortschritts immer stärker empfunden. Man erwartet nunmehr gerade von der Wissenschaft, die Probleme zu lösen. Dies geschieht nachdrücklicher als bisher, vor allem der politische Druck wird spürbarer. Der Politiker erwartet von der Wissenschaft Entscheidungsvorbereitungen, Beiträge zur Realisierung von Maßnahmen und Entscheidungen sowie gleichzeitig eine Steigerung des Problembewußtseins<sup>6)</sup>).

Um die zu treffenden Entscheidungen im Bereich der Forschungs- und Entwicklungspolitik in Zusammenhang mit den Anforderungen des gesellschaftlichen Nutzens zu stellen, wird allenthalben die Informierung aller dafür Zuständigen schon im Planungsprozeß, im Stadium der Zielformulierung gefordert. Diese Transparenz der Forschung soll — so sehen es die betreffenden Protagonisten — verhindern, daß die Bedürfnisse der Gesellschaft verfehlt werden. Ansonsten könnten — siehe etwa Amerika — große Forschungseinrichtungen plötzlich ohne zentrale große Aufgabe sein und Forscher arbeitslos werden. »Jedes neue Forschungsziel, das der Staat angestrebt hat, war ein ‚Wachstumsstoß‘ für die Wissenschaft, es wurden zusätzliche Institute errichtet, die bestehenden alten wurden nicht überprüft, nicht ausgeschieden — so stellt sich die Entwicklung nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch in Frankreich und Großbritannien für kritische Beobachter der OECD dar.«<sup>7)</sup> So übernimmt die Max-Planck-Gesellschaft zum Beispiel — quasi als Vorbild hierfür — künftig in der Regel neue Aufgaben und Institute nur dann, wenn andere Aufgaben und Institute dafür aufgegeben werden.

Doch hier gibt es nicht zu leugnende Kommunikationsbarrieren, deren Gründe vielfältig sind. Diese Barrieren bestehen nicht nur zwischen dem Politiker und dem Wissenschaftler an den Hochschulen, sondern in vielen Bereichen auch zwischen der Hochschul- und Industrieforschung. Die Kontakte zwischen Hochschulinstituten und Industrie beruhen weitgehend auf persönlichen Kontakten<sup>8)</sup>. Hier Abhilfe zu schaffen, ist eine wichtige und notwendige Aufgabe. Die Wissenschaft bedarf um der ständigen Erneuerung willen der Herausforderung der Gesellschaft, innerhalb der sie existiert, als Korrektiv. Gerade aus diesem Grunde benötigt die Wissenschaft unbedingt eine Popularisierung, denn nur so kann die Ausbildung eines öffentlichen, wissenschaftspolitischen Bewußtseins gefördert werden. Dies kann auch gefährliche Vereinfachungen und Verdrehungen verhindern<sup>9)</sup>.

Die Popularisierung der Wissenschaft, vor allem von den Hochschulen aus, ist auch deshalb erforderlich, um Mißdeutungen in der Bevölkerung zu verhindern. So herrscht in weiten Kreisen die Vorstellung, daß die Hochschulforschung, verglichen mit der Industrieforschung, zum einen ineffektiv und zum anderen wesentlich teurer sei. Aussprüche wie »Bis die mal ein Projekt abgeschlossen haben, vergehen ja Jahre, da wäre schon jede Firma pleite« sind

nicht selten. Etwas dagegen zu unternehmen, erscheint angebracht, denn die Hochschulen können es sich nicht erlauben, daß solche Vorstellungen immer weitere Verbreitung finden, wollen sie die Hochschulforschung nicht selber aufs Spiel setzen. Wissenschaftsfreundlichkeit zu schaffen und vor allem zu erhalten sowie den Bildungswillen in der Bevölkerung weiter zu verbreiten, dies forderte Rüdiger v. Wechmar als damaliger stellvertretende Regierungssprecher nicht von ungefähr<sup>10</sup>).

### *Popularisierung der Wissenschaft*

Die Popularisierung der Wissenschaft ist vor allem dann erforderlich, wenn sie in Krisen gerät. Die Wissenschaft befand sich schon häufig in solchen Situationen. Appelle an sie, sich gegenüber der Öffentlichkeit aufzutun, gab es schon im vorigen Jahrhundert. In der Zeit der Technisierung der Arbeitsprozesse zum Beispiel entstand das heute nach wie vor aktuelle Plädoyer des Physikers und Physiologen Hermann von Helmholtz (1821–1894) für eine Popularisierung der Wissenschaft, das als Vorwort zur deutschen Übersetzung des Buches »Fragments of Science« von Tyndell 1874 publiziert wurde<sup>11</sup>). In diesem Essay wies Helmholtz auf das in Deutschlands gebildeteren Kreisen erwachende und sich weiter verbreitende Verlangen nach naturwissenschaftlicher Belehrung hin. Dieses Verlangen hing für ihn nicht nur mit Neugierde zusammen, sondern noch mehr: Hier kam zum Ausdruck, daß die Naturwissenschaften nicht nur auf die Gestaltung des gesellschaftlichen, industriellen und politischen Lebens Einfluß nehmen, sondern darüber hinaus auch auf das geistige Fortschreiten der Menschheit. Es schien ihm, daß die vielen an der Naturwissenschaft Interessierten nicht die Kenntnisse von den naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen suchten, sondern vielmehr eine Anschauung »von der geistigen Tätigkeit des Naturforschers, von der Eigentümlichkeit seines wissenschaftlichen Verfahrens, von den Zielen, denen er zustrebt, von den neuen Aussichten, welche seine Arbeit für die großen Rätselfragen der menschlichen Existenz bietet. Von diesem allem ist in den rein wissenschaftlichen Abhandlungen kaum je die Rede. . . Auch ist nicht zu verkennen, daß die besondere Disziplin des wissenschaftlichen Denkens, welche zur möglichst abstrakten und scharfen Fassung der neugefundenen Begriffe und Gesetze, zur Läuterung von allen Zufälligkeiten der sinnlichen Erscheinungsweise nötig ist, sowie das damit verbundene Verweilen und Einleben in einen dem allgemeinen Interesse fernliegenden Gedankenkreis keine günstigen Vorbereitungen für eine allgemein faßliche Darlegung der gewonnenen Einsichten vor Zuhörern sind, die einer ähnlichen Disziplin nicht unterlegen haben. Für diese Aufgabe ist vielmehr ein gewisses künstlerisches Talent der Darstellung, eine gewisse Art von Beredsamkeit notwendig. Der Vortragende oder Schreibende muß allgemein zugängliche Anschauungen finden, mittelst deren er neue Vorstellungen in

möglichst sinnlicher Lebendigkeit hervorruft und an diesen dann auch die abstrakten Sätze, die er verständlich machen will, konkretes Leben gewinnen läßt. Es ist dies eine fast entgegengesetzte Behandlungsweise des Stoffes, als in den wissenschaftlichen Abhandlungen, und es ist leicht erklärlich, daß sich selten Männer finden, die zu beiderlei Art geistiger Arbeit gleich geschickt sind«<sup>12</sup>).

Wenn sich ein Mann finde, der die neu errungenen Einsichten und Anschauungen seiner Wissenschaft auf breite Kreise des Volkes wirken lasse, und dazu mit solchen guten Eigenschaften wie Beredsamkeit und der Gabe anschaulicher Darstellung versehen sei, sei dies ein Glück.

In diesem Essay hat Helmholtz schon zutreffend das Problem der Wissenschaftsberichterstattung charakterisiert. Einiges von dem, was er gesagt hat, gilt heute noch.

Helmholtz verwies auch darauf, daß in England die populäre Darbietung wissenschaftlicher, vor allem naturwissenschaftlicher Erkenntnisse im Gegensatz zu Deutschland sehr verbreitet war. Am Beispiel Tyndells zeigte er auch, daß wissenschaftliche Erkenntnisse populär an den Mann zu bringen, nicht gleichbedeutend sein muß mit geringem wissenschaftlichen Niveau. »Aber es wäre eine ganz falsche Vorstellung, wollte man ihn nur als geschickten populären Redner betrachten, denn der größere Teil seiner Tätigkeit ist immer der wissenschaftlichen Forschung gewidmet geblieben, und wir verdanken ihm eine Reihe, zum Teil höchst origineller und bedeutsamer physikalischer und physikalisch-chemischer Untersuchungen und Entdeckungen.«

Über den Verdacht der Unwissenschaftlichkeit war ein Mann wie Albert Einstein gewiß erhaben, der auch bemüht war, die Kluft zwischen der exakten Forschung und der Öffentlichkeit zu überbrücken. Wie erklärt er doch das Problem der Relativität? »Eine Stunde auf dem Schoß Ihres Liebsten kommt ihnen wie eine Minute vor — eine Minute auf der heißen Herdplatte hingegen wird Ihnen wie eine Stunde erscheinen. Sehen Sie, das ist Relativität.« Mit diesen boulevardstilmäßigen, aber sehr anschaulichen Worten ermöglichte Einstein einer jungen Studentin gleichzeitig auch den »Einstieg« in seine Theorie<sup>13</sup>. ) Hier wird schon angedeutet, daß die anschauliche, jedermann verständliche Darstellung eines schwierigen wissenschaftlichen Sachverhalts auch eine andere Seite hat, die jeder Wissenschaftler didaktisch weiterverwenden kann.

Allerdings haftet der sogenannten »Populärwissenschaft« trotz vieler guter Beispiele wie Albert Einstein u. a. der Geruch der Zweitrangigkeit an. Anstelle dieses falschen und unserer Zeit nicht mehr angemessenen Begriffs muß der »öffentlichen Wissenschaft« treten. Dieser Vorschlag von Prof. Heinz Haber sollte volle Unterstützung finden. Die Allgemeinheit muß erkennen, daß wissenschaftliche Forschung für das öffentliche Wohl unerläßlich ist, wird

doch das Leben jedes einzelnen in immer stärkerem Umfang von ihr beeinflußt und umgestaltet. Nur wenn die Wissenschaft aus ihrem Elfenbeinturm heraustritt, kann sie in der Allgemeinheit Verständnis für die gesellschaftspolitische und volkswirtschaftliche Bedeutung einer breiten Forschungsförderung gewinnen. Wird dies auch heute von den meisten Wissenschaftlern eingesehen, so gibt es natürlich unterschiedliche Auffassungen über das »Wie«. Sicherlich wird die Auffassung von Heinz Haber, die Wissenschaftler müßten ihre Ideen und Erkenntnisse so verkaufen, wie die Industrie zum Beispiel Zahnpasta oder Waschmittel, auf nur wenig Gegenliebe stoßen<sup>14</sup>).

Wie kann sich die Wissenschaft am geeignetsten in der Öffentlichkeit präsentieren? Beispiele aus Amerika können uns als erste Orientierung dienen.

#### *Das Beispiel amerikanischer Universitäten*

Amerikanische Universitäten sind deshalb seit jeher auf eine attraktive Öffentlichkeitsarbeit angewiesen, weil die größtenteils privaten Hochschulen den Geldgebern, der Industrie, staatlichen Forschungsauftragsgebern oder auch individuellen Mäzenen Rechenschaft über das ihnen zugekommene Geld ablegen müssen, sollen diese Quellen nicht versiegen. So kommt es, daß die amerikanischen Universitäten über eigene Public-Relations-Abteilungen die Presse mit einer wahren Flut von zumeist detaillierten, interessant und verständlich geschriebenen Forschungsberichten eindecken. Jeder Wissenschaftler, sei er Professor, Assistant-Professor oder Doktorand, der an einem Forschungsobjekt arbeitet, hat seinem Departement alle drei Monate über den Fortgang der eigenen Arbeit zu berichten. So ist es an den meisten amerikanischen Universitäten. Diese den Departements zugeleiteten Berichte werden zu vierteljährlich erscheinenden Reports zusammengefaßt. Die Public-Relations-Abteilung erhält von diesen Reports Kopien. Die Journalisten oder auch Studenten, die in diesen Abteilungen arbeiten, suchen mit ihrem Gespür für mitteilenswerte Forschungsergebnisse die entsprechenden Untersuchungen heraus. In Unterredungen mit dem oder der betreffenden Forscher(in) wird das Projekt durchgesprochen und möglichst plausibel dargelegt. Der Erfolg: In amerikanischen Presseorganen finden sich ständig zahlreiche Forschungsberichte<sup>15</sup>). Aber nicht nur dort, denn liest man unsere Zeitungen und Zeitschriften, dann kann manchmal der Eindruck entstehen, als gäbe es nur amerikanische Forschungsergebnisse vorzuweisen und als wäre unsere Forschung hilflos hintendran. Vor Jahren war es ja noch schlimmer.

Aber nicht nur die auf Sponsoren angewiesenen privaten Hochschulen betreiben solch eine attraktive Öffentlichkeitsarbeit, sondern auch die staatlichen Universitäten informieren die Öffentlichkeit in gleicher Weise. Sie fühlen sich den Steuerzahlern gegenüber verpflichtet, darüber zu berichten, was mit deren Geldern geschieht.

So ist es auch keineswegs verwunderlich, daß Wissenschaft in den USA bis vor kurzem noch sehr populär und das Vertrauen der Allgemeinheit in die Wissenschaft vorhanden war. Daß dies eben in den USA so war — zuletzt gab es auch dort eine kleine Vertrauenskrise angesichts der angespannten Berufslage für Akademiker<sup>16)</sup>, ist zu großen Teilen auf die attraktive Öffentlichkeitsarbeit der privaten und staatlichen Hochschulen und Universitäten zurückzuführen.

Bei uns dagegen wurde Öffentlichkeitsarbeit von seiten der Universitäten bis vor einigen Jahren fast nicht betrieben und die Wissenschaftsberichterstattung steckte in den Kinderschuhen.

### *Wissenschaftsberichterstattung in Deutschland*

Bis vor wenigen Jahren hatten nur wenige Universitäten eigene Pressestellen. Wenn eine solche überhaupt vorhanden war, dann erfüllte ein Beamter so nebenher diese Aufgabe oder es wurden hierfür Kräfte eingestellt, die es als Nebenbeschäftigung betrachteten. Entsprechend war das Ergebnis dieser Arbeit: spärlich. Allerdings fehlten den für die Pressearbeit zuständigen Kräften fast alle Mittel, um ihre Aufgaben auch nur einigermaßen wahrnehmen zu können. Ganz zu schweigen von den Informationen, an die sie fast gar nicht herankamen<sup>17)</sup>. Für diese Mängel sind historische, soziologische und auch psychologische Gründe festzustellen, auf die weiter einzugehen, zu weit führen würde<sup>18)</sup>. Dieser Zustand änderte sich erst allmählich im Zuge der Diskussionen um die Hochschulreform und deren tiefgreifende Wandlungen.

Die studentischen Selbstverwaltungen — gab es doch kaum einen AStA ohne Pressereferenten — waren die ersten, die das Instrument Öffentlichkeitsarbeit für sich entdeckten. Studentische Pressearbeit wurde dabei Ende der fünfziger Jahre — was heute kaum mehr vorstellbar ist — noch als Teil der universitären Öffentlichkeitsarbeit begriffen. Die Position der AStA-Pressereferenten wurde noch 1959 auf einer Fachtagung der AStA-Pressereferenten wie folgt umschrieben: »Als Mitglied der Universität ist der AStA-Pressereferent in erster Linie beauftragt, die Interessen der Hochschulen in ihrer Gesamtheit zu wahren. Er muß sich deshalb bei allen Veröffentlichungen die Frage stellen, ob im Sinne der Universität gehandelt wird oder ob eine Veröffentlichung dem Ansehen der Universität schaden kann. So kann der Pressereferent nie glauben, er sei nur Interessenvertreter der Studenten oder er könne als Pressechef der ‚Gewerkschaft Studenten‘ eine Aktion in Szene setzen, die durch ‚Klammauk‘ schon den rechten Erfolg haben werde«<sup>19)</sup>. Diese Überlegungen wurden auf dem VII. Deutschen Studententag 1963 in Bochum von der Arbeitsgruppe »Studentische Pressearbeit« noch weitergeführt: Die Möglichkeit einer gemeinsamen Öffentlichkeitsarbeit von Rektorat (als Spitze der studentischen Selbstverwaltung) und studentischer Selbstverwaltung solle geprüft werden.

»Bei einer vollen Integration der Studentenschaft in den Organen der Hochschulverwaltung könnte sich eine zentrale Pressestelle empfehlen. . . Hierbei müßte freilich gewährleistet sein, daß den Informationsbedürfnissen beider Seiten ungeschmälert Rechnung getragen, also keine ‚Zensur‘ seitens der akademischen Hochschulorgane ausgeübt würde«<sup>20</sup>).

Im Grunde genommen waren die hochschulpolitischen Auseinandersetzungen und die dabei erzielten Erfolge studentischer Pressearbeit der Anlaß, weshalb die Westdeutsche Rektorenkonferenz entsprechende Empfehlungen zum Aufbau einer Öffentlichkeitsarbeit der Hochschulen vorlegte. Zwar hat die WRK 1963 und 1964 auf ihrer 50. und 51. Sitzung entsprechende Empfehlungen verabschiedet, doch ist es auf diesem Sektor in den nächsten Jahren immer noch beim Alten geblieben. Im Zuge der Diskussionen um die Hochschulreform und wegen des großen inner- wie auch außeruniversitären Interesses an den Vorgängen bundesdeutscher Hochschulen wurde deutlich, daß die Hochschulen als eine öffentliche und damit gesellschaftliche Institution auch entsprechend verpflichtende Aufgaben sowohl nach innen wie auch nach außen zu erfüllen haben. Dies war ein Ansatzpunkt für eine universitäre Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, wie sie schließlich in einer Erklärung »Zur Öffentlichkeitsarbeit der Hochschulen und zur Einrichtung von Presse- und Informationsstellen« der WRK vom 26. 1. 1971 ihren Niederschlag fand. Danach soll auch die Berichterstattung aus Forschung und Lehre entsprechende Berücksichtigung finden. Eine weitere Aufgabenumschreibung hinsichtlich der Berichterstattung aus Forschung und Lehre ist nicht gegeben worden.

Wer den Stellenmarkt in den großen Zeitungen in den letzten Jahren aufmerksam verfolgte, konnte feststellen, daß laufend von deutschen Universitäten und Hochschulen Pressestellenleiter bzw. -mitarbeiter gesucht wurden. Zwar weist das auch auf die hohe Fluktuation unter den Hochschulpressereferenten hin, doch zeigt dies außerdem, daß an fast allen Hochschulen inzwischen Pressestellen eingerichtet wurden. Allerdings gibt es hinsichtlich der sachlichen, finanziellen und vor allem auch personellen Ausstattung der Pressestellen beträchtliche Unterschiede. So hat die Pressestelle der Freien Universität Berlin einen Etat von 200 000 Mark zur Verfügung, die der Universität Hamburg 50 000, Frankfurt 40 000, TU München 40 000, Heidelberg 35 000 und Marburg 50 000 Mark.<sup>21</sup>) Die meisten anderen Hochschulpressestellen verfügen nur über einen Etat von 10- bis 30 000 Mark. Zwar hat gegenüber 1970<sup>22</sup>) eine weitgehende Institutionalisierung der Pressestellen stattgefunden, doch die meisten Pressestellen sind nur mit einer gerade noch tragbaren sachlichen, finanziellen und vor allem personellen Ausstattung versehen. Dehn und Nuissl kamen in ihrer Bestandserhebung aus dem Jahre 1972 zu dem Schluß, daß u. a. die Pressestelle der Universität Gießen zur Zeit unter dem Durchschnitt hinsichtlich ihrer personellen und sachlichen Ausstattung

liege und im Rahmen eines Sofortprogramms unbedingt ausgebaut werden müsse<sup>23</sup>). Auch die Verantwortlichen der Justus Liebig-Universität sehen die unzureichende Ausstattung der Universitäts-Pressestelle<sup>24</sup>). Es bleibt zu hoffen, daß hier bald Abhilfe geschaffen werden kann.

In der Darstellung von Klaus-Peter Möller, die eine genaue Beschreibung des Ist-Zustandes im Jahre 1969/70 der einzelnen Pressestelle vornimmt, wird die Wissenschaftsberichterstattung über Forschung und Lehre als noch in den ersten Anfängen steckend bezeichnet. Doch durch die weitgehende Institutionalisierung von Hochschulpressestellen versuchen seitdem die meisten Hochschulen, mit mehr oder weniger Erfolg auch aus Forschung und Lehre zu berichten. Hochschulpressestellen sind Multiplikatoren bei der Wissenschaftsberichterstattung. Sie haben mehrere Möglichkeiten, weitere außeruniversitäre Multiplikatoren oder auch Teile der außenuniversitären Öffentlichkeit direkt anzusprechen. Einmal sind Kurznachrichten aus Lehre und Forschung zu nennen, mit denen die Pressestellen Journalisten und Redaktionen beliefern. Diese Art der Wissenschaftsberichterstattung wird von den Journalisten bevorzugt. Des weiteren kommen kurzgefaßte und dennoch umfassende Darstellungen eines Problems aus dem Wissenschaftsbereich in Form von 2 bis 3 Seiten langen Meldungen in Frage. Dies erfordert allerdings eine erhebliche redaktionelle Mehrarbeit, die für unterbesetzte Pressestellen nur schwerlich zu leisten ist. Der aufwendigste Versuch, wissenschaftliche Probleme einer interessierten Öffentlichkeit darzustellen, ist eine regelmäßig erscheinende Publikationsreihe. Hierbei können in Beiträgen, die über Kurznachrichten und Meldungen hinausreichen, Probleme aus einzelnen Bereichen von Forschung und Lehre ausführlich dargestellt werden. Der Vorteil dieser Publikationsreihen liegt u. a. auch darin, daß Wissenschaftler wegen des Prestige-Charakters solcher Publikationen eher bereit sind, hieran mitzuarbeiten<sup>25</sup>). Eine solche Publikationsreihe könnte an in- und ausländische Journalisten, Zentralredaktionen, Bundes- und Landespolitiker, in- und ausländische Hochschulen, Wirtschaftsorganisationen, gesellschaftlich relevante Institutionen und Fachwissenschaftler verteilt werden. Als Beispiel hierfür sei der von der Pressestelle der FU Berlin herausgegebene »Pressedienst Wissenschaft« genannt oder die Publikationsreihe der Universität Hamburg. Wie die Berichte aus Forschung und Lehre der breiten Öffentlichkeit vermittelt werden sollen, darüber lassen sich sicherlich noch manche Verbesserungen erzielen. Auch scheint dem Verfasser die Form der Publikationsreihen, wie sie von der FU Berlin und Hamburg herausgegeben werden, noch nicht optimal zu sein. Die bisherigen Erfahrungen haben nämlich gezeigt, daß sie nur segmenthaft einen Teil der Öffentlichkeit erreichen und kaum zugänglich sind sowie sich inzwischen zu mehr oder weniger eigenständigen, beinahe wissenschaftlichen Publikationen entwickelt haben. Auch können die Adressaten, die Redaktionen, die so angebotenen Informationen aus dem Bereich von Forschung und Lehre nur schwer umset-

zen. Mit einer solchen Publikationsreihe sollte stärker als bisher versucht werden, Teile der außeruniversitären Öffentlichkeit, vor allem die Allgemeinheit, direkt anzusprechen. Dazu wäre es erforderlich, die Publikationen im Gegensatz zu den Hamburger und Berliner Vorbildern in Format sowie Aufmachung zu verändern und vor allem den Vertrieb und Verteiler anders zu organisieren. Die bisher gebräuchlichen Formen sind für das direkte Ansprechen der Öffentlichkeit nicht geeignet. Der finanzielle Aufwand der Hamburger und Berliner Vorbilder ist außerdem zu hoch. Dem Verfasser erscheint — vor allem angesichts der personellen und insbesondere finanziellen Ausstattung der Pressestellen — eine Publikationsreihe im Taschenbuchformat, die auch im Buchhandel verkauft wird, der direkteste und kostensparendste Weg zu sein, um die Allgemeinheit zu erreichen. Da die Pressestellen die Vertriebsarbeit nicht auch noch übernehmen können, bietet sich die Kooperation mit Verlagen geradezu an. Die bisherigen Erfahrungen mit Verlagen zeigen, daß dort durchaus Interesse an solchen Publikationen vorhanden ist. Somit hätte die Pressestelle nur noch die Redaktion der Publikationen zu besorgen, den Rest würde der Verlag erledigen. Hinzu kommt, daß die Hochschulen in diesem Fall nur Geld zur Vorfinanzierung aufzubringen hätten, das größtenteils wieder zurückfließen würde. Ein Versuch in dieser Richtung stellt das Fischer-Taschenbuch »Forschung« dar, in dem der gegenwärtige Stand von Wissenschaft und Technik in einem einigermaßen allgemein verständlichen Stil dargeboten wird<sup>26</sup>). Allerdings müßten die einzelnen Ausgaben einer solchen Publikationsreihe noch stärker entweder fachgebiets- oder themenbereichsmäßig angeordnet werden. Nur so könnte die Allgemeinheit gezielt angesprochen werden.

Auch wäre eine stärkere Kooperation auf diesem Sektor zwischen den einzelnen Hochschulpressestellen, vor allem auf Landesebene, aber auch auf Bundesebene der Sache sehr dienlich. Gerade in Hessen ist dies zu meinem Bedauern fast nicht möglich. Mittels einer stärkeren Kooperation ließe sich wesentlich effizienter und auch kostenreduzierender die Berichterstattung aus Forschung und Lehre durchführen. Berücksichtigt man die sich stark ausbreitende interdisziplinäre und auch interuniversitäre Forschung, dann scheint eine Kooperation wirklich angebracht. Durch die Pressearbeit, jeder für sich, werden viele Möglichkeiten vergeben<sup>27</sup>).

Von den Wissenschaftlern wurde bisher oftmals wenig Bereitschaft gezeigt, außer Fachkollegen auch die Öffentlichkeit über ihre Forschungs- und Lehrerergebnisse zu unterrichten. Doch ist heute bei fast allen Wissenschaftlern eine Aufgeschlossenheit für die Probleme der Öffentlichkeitsarbeit zu registrieren. Das Problem für die Universitätspressestellen liegt außer den von der schlechten Ausstattung herrührenden Schwierigkeiten darin, Informationen über wissenschaftliche Untersuchungen, die laufen oder abgeschlossen sind, zu erhal-

ten. In der Regel ist es heute so, daß die Pressestellen meist durch Zufall von diesen oder jenen Untersuchungen hören oder aber wirklich einige Wissenschaftler selbst der Pressestelle Mitteilung machen. Dies geschieht ab und zu, wenn diejenigen, die Forschungsmittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft erhalten, die Schreiben der DFG etwas genauer durchlesen und feststellen, daß die DFG es durchaus wünscht, wenn der Pressestelle der betreffenden Hochschule davon Mitteilung gemacht wird. Es wäre angebracht, daß die DFG Stipendien und Forschungsgelder mit der Auflage vergibt, den Hochschulpressestellen die Arbeitsthemen etc. mitzuteilen. Nur die allerwenigsten Wissenschaftler, die Forschungsgelder der DFG erhalten, teilen bisher ihre Themen etc. den Pressestellen mit.

Eine enge Kooperation mit den Forschungsreferaten an den einzelnen Hochschulen erscheint ferner angebracht. Da diese doch eher über laufende oder abgeschlossene Forschungsarbeiten orientiert sind, können sie den Pressestellen wertvolle Tips über solche Arbeiten geben, die die Allgemeinheit interessieren könnten.

Die Kooperation mit den Hochschulforschungsreferaten ist — soll aus Forschung und Lehre berichtet werden — unerlässlich, ja geradezu Voraussetzung, um entsprechende Informationen zu erhalten. Angebracht wäre auch eine enge Zusammenarbeit zwischen den Pressestellen einerseits und den Forschungsgruppen bzw. Sonderforschungsbereichen und deren Sprechern andererseits. Die Informierung der Pressestelle über Forschungsarbeiten kann zudem über Informationsbeauftragte der einzelnen Fachbereiche und deren Forschungskommissionen und der für Forschung zuständigen Ausschüsse geschehen. Obwohl hier noch keine von den Pressestellen akzeptierte Lösung vorliegt, scheint die aufgezeigte Möglichkeit die praktikabelste zu sein.

### *Veränderter Markt*

Das wachsende Interesse von Presse, Rundfunk und Fernsehen an den Wissenschaften ist natürlich auch auf einen etwas veränderten Markt zurückzuführen. Vor Jahren noch hat die Presse nicht in dem Ausmaß wie heute aus der Forschung berichtet. Auch haben sich in den letzten Jahren hinsichtlich der Fachgebiete, aus denen berichtet wird, Verschiebungen ergeben. So wies eine Untersuchung aus dem Jahre 1966 darauf hin, daß die Biologie trotz ihrer Bedeutung für Wissenschaft, Schule und das praktische Leben in der Presse nur wenig Resonanz gefunden hat und völlig unterrepräsentiert war. Dabei wurden nicht unbedeutende Regionalzeitungen untersucht, sondern die wichtigsten überregionalen Zeitungen, Magazine und Illustrierten.<sup>28)</sup> Die Veränderungen sind u. a. auch darauf zurückzuführen, daß die Zeitungen heute eine andere Leserschaft als vor 20 Jahren haben. Beispielsweise hat sich die Zahl der Abiturienten zwischen 1957 und 1969 um 80 Prozent erhöht und die Studentenziffern stiegen im Zeitraum von 1950 bis 1970 um ca. 300 Prozent.

Auch die Zahl der Mittel-, Fach- und Fachhochschüler ist in diesem Zeitabschnitt enorm angewachsen. Es ist somit nicht verwunderlich, wenn die Presse sich diesem neuen Leserpublikum anpaßt. Von dieser Entwicklung schließt sich keine Zeitungsgattung, wie die Beobachtung zeigt, aus.<sup>29)</sup>

Durch ein gesteigertes Problembewußtsein hat der Markt nicht nur hinsichtlich der Zusammensetzung der Leserschaft Veränderungen erfahren, sondern auch hinsichtlich der Interessensgebiete der Leser selbst. Im August 1970 befragte der ehemalige Pressereferent der Frankfurter Universität, Klaus Viedebant, die Zeitungen nach den Sachgebieten, aus denen am häufigsten berichtet wird. Die Auswertung ergab, daß die Schwerpunkte bei der Medizin, Naturwissenschaften, Technik, Umweltforschung, Raumfahrt, Soziologie, Bildungsforschung, Zukunftsplanung, Geschichte, Volkskunde, Psychologie und Archäologie lagen.<sup>30)</sup> Eine im Auftrag des Bundespresse- und Informationsamtes durchgeführte Befragung im Jahre 1973, die speziell auf die Erkundung des Interesses an der Behandlung wissenschaftlicher Themen in den Massenmedien abzielte, ergab, daß die bevorzugten Wissenschaftsgebiete Ernährungsfragen, Erziehung, Umwelt, Medizin, Friedensforschung und Raumfahrt sind. Dagegen interessierten sich nur acht Prozent der Befragten für Atomforschung und ganze vier Prozent für Philosophie und Theologie.<sup>31)</sup>

#### *Multiplikator Presse*

Bittet man einen Wissenschaftler, seine Untersuchungsergebnisse für einen Bericht aus der Forschung anders als gehabt darzustellen, d. h. einfacher, allgemeinverständlicher als es in der Fachwissenschaft geschieht, dann passiert es oft, daß sie auch dann noch ab und zu in den Fachjargon verfallen und auch einen viel zu langen Artikel schreiben, den kaum eine Zeitung abdrucken kann. Sie glauben nämlich, jedes Detail und jede Ausnahme von der Regel anführen zu müssen, damit ja kein Fachkollege etwas daran aussetzen hat. Sie vergessen dabei, daß sie für den Durchschnittsleser schreiben sollen. Dazu kommt in der Regel ein strohtrockener, nüchterner Stil. Das ist für den Durchschnittsleser reizlos und ledern. So ist der Wissenschaftler darauf angewiesen, von einem mit dem Handwerk des allgemeinverständlichen Schreibens vertrauten Journalisten oder Redakteur den Bericht journalistisch aufbereiten zu lassen. Es ist keineswegs so, daß die Zeitungsleute kein Interesse an der Wissenschaft haben. Sie bringen im Gegenteil einen guten Wissenschaftsbericht lieber als fade Lokal-, Mord- und andere Geschichten.

Daß die Beziehungen zwischen der Wissenschaft und der Presse in der Vergangenheit nicht gerade glücklich waren, lag zum einen an den Wissenschaftlern, zum anderen natürlich auch an den Zeitungsleuten selbst. Die dauernde Beschäftigung mit seinem Ressort, die Lektüre von möglichst vielen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, Pressekonferenzen, Interviews, die Teilnahme an Tagungen usw. halten den Zeitungsmann auf dem laufenden, so daß er in

seinem eigenen Fachgebiet jederzeit sachlich zutreffende Berichte und Kommentare abfassen kann. Gerade hier liegt die ganze Krux für das etwas unglückliche Verhältnis zwischen Presse und Wissenschaft von der Presseseite her gesehen, denn normalerweise haben die Zeitungsredaktionen zwar fachkompetente Sportjournalisten, Motorfachleute, politische Redakteure oder Feuilletonisten etc., doch kaum einen entsprechend vorgebildeten Redakteur oder Redaktionsmitarbeiter, der fachgerechte Berichte und Kommentare aus dem Bereich der Wissenschaft schreiben könnte. Zumeist sind die Zeitungen zu klein, um sich entsprechend kompetente Fachjournalisten leisten zu können.<sup>32</sup> Nur große regionale und überregionale Zeitungen und Zeitschriften haben einen für das Wissenschaftsressort zuständigen kompetenten Redakteur. In den letzten Jahren hat sich dieser Zustand zum Teil geändert oder aber die kleinen Zeitungen übernehmen fast ausschließlich Berichte von wissenschaftlichen Pressediensten, für die dann fachkompetente Redakteure zuständig sind. Einige überregionale Zeitungen verfügen heute sogar über solch ausgezeichnete Fachjournalisten, daß sie jederzeit in dem Fachgebiet mitsprechen können. Sie verarbeiten auch die notwendigen Bücher, Fachzeitschriften usw., so daß sie in Gesprächen mit dem Wissenschaftler diesem die »Rosinen«, auf die es ankommt, entlocken können. An die Stelle des früher nur mit einer oberflächlichen Halbbildung versehenen Zeitungsmannes — wenigstens was den Wissenschaftsbereich betrifft — ist ein Journalist mit großen fachwissenschaftlichen Kenntnissen getreten. Dies hat natürlich auch dazu beigetragen, daß der Journalist heute vom Wissenschaftler auch als kompetent erachtet wird und damit sogleich ein Resonanzboden vorhanden ist. Es bedarf nicht mehr in dem Maße wie früher jeder Satz einer Erläuterung.

Dieser Wandel hat auch dazu geführt, daß Zeitungen mit einem hervorragenden Wissenschaftsteil wie etwa die »Zeit«, »FAZ«, »Spiegel« oder »Süddeutsche Zeitung«, um nur die wichtigsten zu nennen, heute nicht nur über neue Wissenschaftsergebnisse berichten, sondern auch eine angesichts der Situation, in der sich die Forschung augenblicklich befindet, notwendige kritische Beobachterfunktion einnehmen. Beispiele hierfür ließen sich zahlreiche anführen, doch ich möchte nur ein markantes der letzten Zeit erwähnen: In verschiedenen Artikeln der FAZ wurde das Deutsche Krebsforschungszentrum in Heidelberg kritisiert, weil das Forschungszentrum nach Ansicht des FAZ-Resortleiters die Arbeiten des Dresdner Krebsforschers Prof. von Ardenne über die Krebs-Mehrschritt-Therapie ignoriere.<sup>33</sup>) Mir scheint, es ist gut, daß die Redaktionen mit einem hervorragenden Wissenschaftsteil immer mehr sich dieser Randfunktion bewußt werden. Die Forschung hat noch zuviele Aufgaben zu bewältigen und ist zudem heute so kostspielig, als daß man es sich leisten könnte, diese oder jene Forschungsergebnisse zu ignorieren, aus Gründen, die oftmals nichts mit Forschung zu tun haben.

Nicht nur diese Funktion kann der Wissenschaftsteil der Zeitungen und Zeitschriften am Rande erfüllen, sondern sie kann manchmal auch stimulierend auf die Forschung wirken, indem sie strittige wissenschaftliche Fragen und Ergebnisse problematisiert. Als ein Beispiel von vielen möglichen möchte ich folgendes anführen: Darüber, ob mit Hilfe der Algen das Problem des Eiweißmangels etwas gemildert werden kann, entbrannte ein heftiger wissenschaftlicher Streit, der sich vor allem nach einem Bericht in der »Zeit«<sup>34)</sup> entzündete.<sup>35)</sup> Dies führte dazu, daß die strittigen Fragen in kritischer Abwägung des Für und Wider danach von den betreffenden Forschern diskutiert wurden. Er mag möglicherweise zu einer verstärkten Forschung und noch intensiveren wissenschaftlichen Erörterung der bisherigen und weiteren Untersuchungsergebnisse beigetragen haben. Die Allgemeinheit hat davon jedenfalls einen Nutzen, werden so gewichtige Probleme noch gründlicher angegangen und untersucht und möglicherweise gelöst. Auch lassen sich so mögliche verhängnisvolle Folgen für die Allgemeinheit, auch in finanzieller Hinsicht, vermeiden.

Natürlich, und dies soll keineswegs verhehlt oder bagatellisiert werden, liegt gerade in beiden Fällen auch eine große Gefahr. Durch entsprechende Berichte können sich große Zeitungen und Zeitschriften auch zu Vorreitern von wissenschaftlichen Meinungen machen, die keineswegs als gesichert anzusehen sind, ja vielmehr als umstritten gelten oder andere Meinungen entsprechend »unmöglich« machen. Hier muß in der Tat an das journalistische Berufsethos appelliert werden, um so etwas zu verhindern. Leider gab es in letzter Zeit mehrmals entsprechende Berichte, die nicht gerade mit journalistischen Grundprinzipien in Einklang zu bringen sind. So berichtete der »Spiegel« über zwei in einer Fachzeitschrift veröffentlichte kürzere Artikel eines Wissenschaftlers, der im Zusammenhang mit der Abfallbeseitigung vor der Müllkompostierung gewarnt hatte, da diese Komposte krebserregende Substanzen enthalten sollen.<sup>36)</sup> Der Bericht des Nachrichtenmagazins hat natürlich einigen Wirbel entfacht, da die Untersuchungsergebnisse von Fachkollegen angezweifelt werden.<sup>37)</sup> Gegen den Beitrag ist vor allem einzuwenden, daß er andere Untersuchungsergebnisse, die diese in Frage stellen, nicht einmal erwähnte. Berichte nur über einen oder mehrere Aufsätze eines Autors zu bringen, von denen man weiß, daß andere die Ergebnisse stark in Frage stellen, halte ich mit journalistischen Grundprinzipien unvereinbar. Daher sollte jeder Wissenschaftsjournalist vorher entsprechend recherchiert haben, bevor er einen entsprechenden Artikel schreibt. Berichte über einen einzigen in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz in einer Zeitung zu veröffentlichen, ohne den Sachverhalt problematisiert zu haben, halte ich für gefährlich. Vor allem deswegen, weil er dem Zeitungsleser einen Sachverhalt als erwiesen darstellt, was häufig nicht der Fall ist. Es ist somit auch für den Journalisten

unerläßlich, sich mit der Materie genügend vertraut zu machen und einen Teil der Literatur zu kennen. Geschieht das nicht, dann können die sich bessern- den Beziehungen zwischen Wissenschaft und Presse erneut Schaden leiden, weil sich bedeutende Forscher vor dem Kontakt mit der Presse hüten würden. Dann gäbe es wieder »seriöse« Wissenschaftler und solche, die als zweitrangig angesehen würden, aber durch publizistische Öffentlichkeitsauftritte mehr Aufhebens von sich machen würden als ihre wissenschaftliche Qualifikation es angebracht erscheinen ließe.

Es soll davor deutlich gewarnt werden, im Wettlauf um den Markt, um den Leser, gewisse Grundsätze, die für den Journalismus gelten, außer acht zu las- sen. Der Presse kommt nämlich mit ihrer Wissenschaftsberichterstattung eine große Bedeutung, aber auch Macht zu. Daher muß sie es mit ihren Grundsät- zen genau nehmen. Insbesondere dürfen sich Journalisten nicht von Marke- ting- und Verkaufstrategen beeinflussen lassen. Die Vermutung, daß Ver- kaufstrategen sich auch zunehmend der Wissenschaft annehmen, verdichtet sich nämlich in letzter Zeit aufgrund gewisser Erfahrungen, die der Verfasser gemacht hat. So hat beispielsweise auch die ‚Deutsche Presseagentur‘ regi- striert, daß sie in gewissen redaktionellen Sparten wie »Wissenschaft« und »Verbrauchermarkt« etc. wenig anzubieten hat. Auch in der Sparte »Verbrau- chermarkt« werden nämlich zu einem erheblichen Teil Untersuchungen wis- senschaftlicher Institute ausgewertet. Im Kampf um Marktanteile möchte auch die Presseagentur nicht ins Hintertreffen geraten. Aus diesem Grunde holte die Verkaufs- und Marketingabteilung der Agentur im Frühjahr und Frühsommer dieses Jahres in Gesprächen mit Journalisten und Hochschulpres- sereferenten die Ansichten anderer ein zu dem Projekt der Agentur, einen separaten Dienst »Wissenschaft« herauszugeben, der — so ergaben es wenig- stens die Gespräche des Verfassers — sich stark an Modetrends wie »Verbrau- chermarkt« u. a. orientieren soll. Gewiß hat dies seine Berechtigung, aber es kommt darauf an, wie man dabei zu Werke geht. Dieses Projekt eines separa- ten Nachrichtendienstes verfolgt die Agentur u. a. deshalb mit großem Nach- druck, weil Bundeswissenschaftsminister v. Dohnanyi dies angeregt und auch finanzielle Unterstützung zugesagt hat. Dies ist sicherlich im Interesse der Wissenschaft zu begrüßen — obwohl die Frage berechtigt ist, ob es nicht bes- ser wäre, den bestehenden »Deutschen Forschungsdienst« weiter auszubauen, als sich gegenseitig das Wasser abzugraben. Es ist aber strikt darauf zu achten, daß nur solche Untersuchungsergebnisse weitervermittelt werden, die schon veröffentlichungsreif sind. Keinem ist gedient, wenn bereits über Ergebnisse von Untersuchungen berichtet wird, die noch nicht abgeschlossen sind und aufgrund von Teilergebnissen zu falschen Eindrücken und Schlüssen führen würden. Hier dürfen die Journalisten sich nicht von Marktbedürfnissen verleiten lassen.

Der ehemalige Pressereferent der FU Berlin, Peter Dehn, hat in einem Zeitungsbeitrag<sup>38)</sup> die Trennung zwischen Wissenschaftsberichterstattung und allgemeiner hochschulpolitischer Berichterstattung, wie sie allenthalben in den Medien Presse, Rundfunk und Fernsehen vorgenommen wird, moniert. Hierin sieht er einen Grund dafür, daß der wissenschaftliche Bereich der Universitäten einem weiten Kreis der Bevölkerung auch heute noch verschlossen ist. Dehn glaubt hierin einen zweifachen Fehler konstatieren zu müssen: Erstens finde die hochschulpolitische Auseinandersetzung in den letzten Jahren nicht ohne Bezug zu dem Inhalt der Wissenschaft selbst statt, der nach langen Jahren unkritischer Rezeption neu reflektiert werden solle. Zweitens bewege sich wissenschaftliches Arbeiten nicht in einem hochschulpolitischen Freiraum. Deshalb sei es notwendig, in der Berichterstattung über Forschungsprojekte oder Lehrprogramme die gesellschaftspolitische Komponente der Arbeit aufzuzeigen. So sehr Dehns Kritik im Ansatz berechtigt ist, scheint es dem Verfasser dieses Berichtes, daß er hier die Praxis völlig vergessen hat. Artikel, in denen über wissenschaftliche Arbeiten im Kontext und in Verbindung mit hochschul- und gesellschaftspolitischen Vorgängen berichtet wird, würden den normalen Leser völlig verwirren, ja überfordern. Statt informiert und orientiert würde er desorientiert. Der Erfolg einer nach Dehns Vorstellung betriebenen Berichterstattung wäre sicherlich über kurz oder lang das Gegenteil von dem, was eigentlich bezweckt werden sollte: Die Wissenschaftsberichte würden noch weniger gelesen als bisher und die Anliegen der Forschung noch weniger erkannt werden. Demzufolge muß Dehns Einwand als unpraktikabel bewertet werden. Die vom Bundespresse- und Informationsamt in Auftrag gegebene Befragung ergab gerade, daß die Verständlichkeit der Berichte unbefriedigend ist. Sie würde sicherlich noch mehr zu wünschen übrig lassen, wenn die Berichte aus der Wissenschaft unter hochschul- und gesellschaftspolitischen Gesichtspunkten geschrieben würden.

Populärwissenschaftliche Berichte können nach Ansicht des Wiener Neurologen Prof. Dr. H. Petsche das wissenschaftliche Denken in Richtung einer einseitigen Betrachtung beeinflussen. In seinem Festvortrag zur Eröffnung des Deutschen Neurologen-Kongresses in Gießen versuchte er am Beispiel der Neurologie auf diese Gefahr hinzuweisen. Berichte aus der Gehirnforschung werden allzu oft in der Sprache der Elektronik abgefaßt. Wörter wie »Detektoren«, »Steuerzentrum«, »Filterung«, »Reizmuster«, »Informationsverarbeitung« bestimmten den Inhalt, grammatische Floskeln, die zur Beschreibung elektronischer Systeme dienen, prägten die Form der Aussage. Die Gefahr liege darin, ohne weiteres geläufige technische Begriffe in das Konzept der Neurologen vom Hirngeschehen einzubauen und zu vergessen, daß diese Termini ihr Eigenleben führen und das unbewußte Denken der Neurologen letztlich ohne deren Zutun erheblich beeinflussen. Dieses Denkschema aus elektronischen Koordinaten, wie es den populären Berichten über die

Gehirnforschung zu entnehmen ist, trage dazu bei, daß im Gehirn nichts anderes mehr gesehen wird als ein ungeheuer komplexes elektrisches Organ.<sup>39)</sup> In der Tat liegt hier ein Vorgang vor, der für eine Wissenschaft eine einseitige Betrachtung der zu untersuchenden Sachgebiete zur Folge haben kann. Daher muß in der Wissenschaftsberichterstattung darauf geachtet werden, daß Berichte aus einem Forschungsgebiet nicht in der Sprache eines völlig anderen Gebietes geschrieben werden. Auch die Verständlichmachung eines fachspezifischen Problems für die Allgemeinheit muß sich an der Fachsprache orientieren. Allerdings muß in dem von Petsche angesprochenen Fall darauf hingewiesen werden, daß man Vorgänge im Gehirn nur schwerlich anders als mit Ausdrücken, die aus der Elektronik stammen, beschreiben kann, arbeitet doch gerade die Neurologie mit elektronischen Methoden, so daß sich naturgemäß Erklärungsversuche auch der Sprache der Elektrotechnik bedienen. Dies ändert allerdings grundsätzlich nichts an der Berechtigung der Kritik von Petsche.

### *Kommunikationsbarrieren*

Die Beschränkung des Wissenschaftlers auf die Fachöffentlichkeit war ein Merkmal der Wissenschaft und ihrer Institutionen schlechthin. Doch selbst von der Fachöffentlichkeit wird heutzutage beklagt, daß Ergebnisse von Forschung und Entwicklung in allen wissenschaftlichen Bereichen, vor allem aber in Naturwissenschaft und Technik, nur zum Teil und dann oft sehr spät veröffentlicht werden. Bis in einer Fachzeitschrift oder separaten Publikation bestimmte Forschungsergebnisse referiert werden, vergeht nicht selten ein volles Jahr und manchmal noch mehr. Auch in der Fachöffentlichkeit entsteht eine empfindliche Informationslücke.<sup>40)</sup> Die Folge davon ist nicht selten, daß dieselben Untersuchungen von verschiedenen Wissenschaftlern durchgeführt werden, ohne daß sie davon etwas wissen. Viel vertane und unnütze Arbeit könnte sich vermeiden lassen, wenn der Informationsstand besser wäre.

Zu einer Zeit, in der der interdisziplinären und interuniversitären Forschung immer mehr an Bedeutung zukommt, sind diese Informationslücken besonders groß und empfindlich. Wissenschaftsberichte können diese Lücken sicherlich zum Teil schließen helfen, vor allem sind sie für die weitere interdisziplinäre Forschung von Belang. Denn oftmals liest ein Forscher von Ergebnissen anderer Sachgebiete in den Berichten der Presse, die möglicherweise für die Lösung der eigenen Probleme Einfluß haben können. Die Hilfe der Wissenschaftsberichterstattung sollte für die Anregung interdisziplinärer Forschung nicht unterschätzt werden.

Zwischen der Wissenschaft einerseits und der Politik andererseits bestehen ebenfalls gewisse Kommunikationsbarrieren. Dies ist um so mehr zu bedauern, als die Wissenschaft sich für Beratungsdienste vortrefflich eignet. Sie kann Entscheidungen auf politischer Ebene durch entsprechende vorherige Information vorbereiten helfen. Allerdings waren die Politiker bisher ziemlich

hilflos den wissenschaftlichen Experten ausgeliefert, was bei ihnen zu einer gewissen Scheu vor wissenschaftlicher Beratung führte. Zum Journalismus gehört unbedingt die Kunst, auch die schwierigsten Sachverhalte verständlich zu interpretieren. Populär schreiben sollte nämlich wenigstens heißen, eine schwierige Komplexität in einer für jedermann nachzuvollziehenden Gedankenkette darzustellen. So gesehen, kann die Wissenschaftsberichterstattung auch dazu beitragen, daß der Politiker die wissenschaftlichen Ergebnisse versteht und zudem noch schneller, als oftmals geschehen, davon erfährt. Er kann sie dann sofort in der parlamentarischen Arbeit mitverwerten. Wer in den letzten Jahren die Parlamentsarbeit unter diesem Aspekt etwas beobachtet hat, konnte feststellen, wie es häufig nach entsprechenden Berichten in der Presse zu parlamentarischen Initiativen kam. So hat die Berichterstattung in der Presse für den Politiker sicherlich eine beträchtliche Bedeutung. Aufgabe der Forschung sollte es ja u. a. sein, der Praxis, auch der politischen, Hilfen zu geben.

Auch die Kommunikation zwischen der Wissenschaft und der Wirtschaft funktioniert nicht immer nach Wunsch. Die Kontakte kommen oft zufällig zustande oder beruhen auf persönlichen Bekanntschaften. Hochschule und Wirtschaft begegnen sich zunehmend mit Mißtrauen. Zu wenig wird beachtet, daß durch die Wirtschaft die wissenschaftlichen Ergebnisse der Hochschulforschung in der Praxis erst zum Tragen kommen. Die weitere technische und gesellschaftliche Entwicklung beruht auf den neuen Erkenntnissen in der Natur- und Geisteswissenschaft und auf ihrer Anwendung in der Praxis. Die gewisse Abkapselung von Hochschule und Wirtschaft, wie sie festzustellen ist, dient keinem, am wenigsten dem Fortschritt. »Denn der Gesellschaft insgesamt wird durch die gegenseitige Abkapselung beider Bereiche Schaden zugefügt.«<sup>41)</sup> Durch die Erweiterung der Kontakte zwischen Hochschule und Wirtschaft und die Institutionalisierung der Zusammenarbeit beider Bereiche sind neue, für die Lösung der anstehenden Probleme bedeutungsvolle Impulse möglich. Die Kommunikation zwischen Wissenschaft, Staat und Wirtschaft wurde vor allem durch den Mangel an Information begrenzt. Zuweilen beruhte die fehlende Kommunikation allerdings auch auf der Scheu und Vorurteilen der Wissenschaft, über die Fachöffentlichkeit hinaus den Kontakt zu Staat und Wirtschaft zu suchen. Die gegenseitigen Vorurteile zum Vorteil für alle Beteiligten in Zustimmung zu verwandeln, dürfte somit als Teilaufgabe des Wissenschaftsjournalismus angesehen werden. Hierin sollte auch die Wissenschaftsberichterstattung eine Aufgabe und Chance sehen.

Hinzu kommt, daß sich unterschiedliche wissenschaftliche, wirtschaftliche und administrative Fachsprachen herausgebildet und zum Teil zu einer Parzellierung geführt haben. Um sich gegenseitig verständlich zu machen, bedarf es daher gewisser Kommunikations-Clearingstellen zwischen Wissenschaft, Staat und Wirtschaft. Die Wissenschaftsberichterstattung kann hierbei eine

gewisse Funktion ausüben, indem sie zur Beseitigung sprachlicher Verständigungsbarrieren durch eine Art von Übersetzung der verschiedenen Fachsprachen in eine allen verständliche Sprache beiträgt.<sup>42)</sup>

In diesem Zusammenhang sei noch auf einen anderen Aspekt hingewiesen: Manche Hochschul institute könnten nicht in einem solchen Maße, wie sie es tun, Forschung betreiben, wenn sie nicht entsprechende Beträge aus Drittmitteln erhielten. Angesichts stagnierender Mittel für Lehre und Forschung kommt neben den Förderungseinrichtungen für wissenschaftliche Forschung außerhalb des Kultusetats — wie etwa der DFG und den großen Stiftungen — vor allem den Forschungsaufträgen aus der Wirtschaft und von staatlichen Institutionen Bedeutung zu. Da die Forschung allgemein die Probleme und Fragen unserer Zeit zu lösen versucht, ist die Öffentlichkeit an einer Information über Resultate, weil sie uns alle irgendwie betreffen, interessiert. Bedenkt man noch, daß viele wissenschaftliche Fragestellungen gerade aus der Praxis kommen, dann muß die Forderung nach Offenlegung der von Staat und Industrie subventionierten Hochschulforschung mit ihren Ergebnissen als berechtigt angesehen werden. Leider geschieht dies in nur wenigen Fällen. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, soll deutlich gesagt werden, daß hier nicht nur die Bekanntmachung der Untersuchungsergebnisse von Forschungen, die von der Wirtschaft in Auftrag gegeben worden sind, angesprochen ist, sondern auch und vor allem die Aufträge staatlicher Institutionen. In den letzten Monaten ist es dem Verfasser nämlich schon mehrfach widerfahren, daß Ministerien (sogar hessische!) es nicht zuließen, daß die Universitätspressestelle die Ergebnisse der Untersuchungen bekanntmache. Stattdessen nahmen die Pressestellen der betreffenden Ministerien bzw. staatlichen Institutionen die Publikmachung selber vor, aber in einem Stil, der nur den Minister bzw. die betreffende Institution sowie die positiven Befunde herausstellte, die negativen aber völlig unterdrückte. Um zu verhindern, daß staatliche Pressestellen nur die positiven Ergebnisse bekanntgeben und über die negativen Stillschweigen bewahren, muß gerade im Interesse des Bürgers deutlich gefordert werden, daß die Informierung der allgemeinen Öffentlichkeit künftig über die Hochschulpressestellen erfolgt. Nur so können unangenehme Auswüchse einigermaßen in Grenzen gehalten werden. Schließlich werden auch bei diesen Untersuchungen — wie bei allen übrigen — Einrichtungen und Personal in erheblichem Umfang in Anspruch genommen, die aus Steuermitteln finanziert werden. Wie die Erfahrung lehrt, fordern Politiker zwar Transparenz auch in der Forschung, gehen selber aber mit schlechtem Beispiel voran.

### *Instrument der Weiterbildung*

Wegen der Verwissenschaftlichung aller Lebensbereiche wird seit einigen Jahren die permanente Weiterentwicklung für alle Sozialschichten gefordert. Um die interdependenten und komplexen Lebenszusammenhänge zu beherrschen, ist

ein ständiges wissenschaftliches Weiterlernen erforderlich. Erworbenene Kenntnisse und Fähigkeiten sind angesichts des rapiden Erkenntnisfortschritts heute oftmals schnell veraltet.

Die Weiterbildung ist nicht nur für den Hochschulabsolventen notwendig, sondern auch und gerade für Nicht-Hochschulabsolventen, also Ingenieure, Techniker usw. Um Innovation zu gewährleisten, sind Wirtschaft und Verwaltung auf ständige Kreativität ihrer Mitarbeiter – von höheren bis zu mittleren Positionen – angewiesen. Aus diesem Grunde muß der Prozeß der Umsetzung von Ergebnissen der Forschung in die Praxis verbessert werden.

Diese Entwicklung interpretierte Meissner als »dritte Aufklärung«, die durch eine an »öffentlicher Wissenschaft« orientierte Erwachsenenbildung realisiert wird. »Mit öffentlicher Wissenschaft ist ja im Unterschied zur Populär-Wissenschaft nicht die zufällige Verbreitung und zugleich Verdünnung wissenschaftlicher Erkenntnisse in der Öffentlichkeit gemeint, sondern die Vermittlung solcher wissenschaftlichen Arbeitsergebnisse, die für das Verständnis dieser Welt und das rechte Handeln in ihr bedeutsam sind.«<sup>43)</sup> Dementsprechend wird von den Hochschulen gefordert: »Die Hochschulen sollten ihren bisherigen Aufgabenbereich, Institutionen der wissenschaftlichen Erstausbildung zu sein, ergänzen durch die Übernahme von Aufgaben der Weiterbildung. Sie sollten sich dabei nicht auf diejenigen beschränken, die ihre Ausbildung an den Hochschulen erhalten haben, sondern sich an alle Interessenten wenden.«<sup>44)</sup>

Die Berichterstattung aus Lehre und Forschung hat bei der Weiterbildung durchaus eine bedeutsame Teilaufgabe zu erfüllen. Die Publizierung von Forschungsergebnissen und neuen Methoden kann gerade dem in der Wirtschaft tätigen Hochschulabsolventen neue Impulse für seine Arbeit geben. Die Entwicklung neuer Techniken beruht schließlich nicht nur auf neuen Erkenntnissen, sondern auch auf einem Zuwachs an Informationen. Für die Vermittlung solcher Informationen kann auch die Berichterstattung aus Forschung und Lehre an den Hochschulen teilweise sorgen.

#### *Nützlicher Nebeneffekt*

Im allgemeinen sagt man, daß erst das wirklich bewußt ist, was man artikulieren kann, und zwar auch allgemeinverständlich. Im Zuge der Intensivierung der Berichterstattung und Forschung, wie sie von allen angestrebt wird, wird der Wissenschaftler wahrscheinlich oftmals aufgefordert werden, Untersuchungsgegenstand, Motivation und Ergebnisse in allgemeinverständlicher Form zusammenzufassen. Einen komplizierten Sachverhalt anders als in der Fachwissenschaft darzustellen, nämlich so, daß auch ein Nichtfachmann ihn versteht, kann den nützlichen Nebeneffekt haben, daß sich diese didaktisch durchaus auch in der Lehre verwerten läßt. Schließlich können Anfangssem-

ster nicht sogleich mit dem »Fachlatein« konfrontiert werden. Sie müssen erst allmählich damit vertraut gemacht werden. So kann das Üben in allgemeinverständlicher Darstellung eines Sachverhalts in der Lehre durchaus didaktisch nutzbringend angewandt werden. Zudem wird mit der allgemeinverständlichen Artikulation auch ein kooperativer Prozeß eingeleitet, der im Austausch von Standpunkten und Interessen zur eigenen Bewußtwerdung verhilft, nötige Korrektive herstellt und kooperatives Handeln vorbereitet. »Erfahrungsgemäß läßt erst dieser Austausch auch die eigene Bewußtwerdung sinnvoll und erfreulich erscheinen — im Prozeß der Solidarisierung, des Wettbewerbs, der Konfrontation und des daraus resultierenden Gewinns für die eigene Weiterentwicklung.«<sup>45)</sup>

### *Wissenschaft und Journalismus ergänzen sich*

Ist die Wissenschaft auf Journalismus angewiesen, wenn sie Wirkungen auf und Unterstützung durch die Öffentlichkeit erzielen will, oder kann sie es alleine schaffen? Die Antwort kann aufgrund des bisher Gesagten nur lauten: In echter Teamarbeit und gegenseitiger Ergänzung ist die Lösung zu sehen. Der Journalist braucht den Wissenschaftler, der ihm wissenschaftliche Sachverhalte vermittelt, die er selber dann so darstellt, daß sie lebendig, leicht faßlich und dennoch wissenschaftlich einwandfrei sind. Der Wissenschaftler seinerseits ist auf den Journalisten angewiesen, weiß dieser doch — so sollte es wenigstens sein — auf der Tastatur des publizistischen Apparates zu spielen. So können Berichte aus Forschung und Lehre und die darin zum Ausdruck kommenden Anliegen des Wissenschaftlers schnellstens an den Mann gebracht werden. Daß der Idealzustand noch nicht und nicht immer erreicht wird, ist bedauerlich, doch sollten bei beiderseitigem guten Willen sich manche Hindernisse ausräumen lassen, so daß jeder der Beteiligten schließlich mit dem Ergebnis zufrieden sein kann.

Damit Bedeutung, Ziele und Methoden wissenschaftlicher Forschung der Öffentlichkeit verständlich vermittelt werden, um gleichzeitig Verständnis für die Wissenschaft und den dafür notwendigen Aufwand zu wecken, wäre es wünschenswert, wenn denjenigen, die solche allgemeinverständlichen Berichte schreiben sollen, ein Anreiz geboten würde. Auszeichnungen und Preise für wissenschaftliche und literarische Arbeiten gibt es in großer Fülle. Es wäre durchaus angebracht, mehr Preise für allgemeinverständliche Darstellungen von Forschungsergebnissen oder wissenschaftlichen Problemstellungen zu vergeben. Dies soll als Anregung zu solchen Schritten verstanden werden. Vorreiter in dieser Sache gibt es erfreulicherweise schon. Die »Wissenschaftliche Gesellschaft« in Freiburg hat für das Jahr 1974 einen Preis in Höhe von 5000 DM für die beste, wissenschaftlich einwandfreie Darstellung von Forschungsergebnissen in allgemeinverständlicher Form ausgeschrieben. Mit die-

ser Prämierung will die »Wissenschaftliche Gesellschaft« das Bemühen fördern, für Bedeutung, Ziele und Methoden wissenschaftlicher Forschung bei einem breiten Publikum Interesse zu wecken und Verständnis zu vermitteln. Allerdings sind — was dieser lobenswerten Initiative gewisse Abstriche einbringt — nur Mitglieder der Freiburger Universität zu diesem Preiswettbewerb zugelassen.<sup>46)</sup> Ähnliche Überlegungen waren dafür ausschlaggebend, daß im Jahre 1968 eine große Illustrierte in den immer populärer werdenden Wettbewerb für naturwissenschaftlich begabte junge Leute »Jugend forscht« einen Journalisten-Wettbewerb integrierte. Unter dem Motto »Gesucht: Reporter der Wissenschaft« forderte die Illustrierte schreibtalentierte Naturwissenschaftler oder naturwissenschaftlich interessierte Schreiber auf, sich in der verständlichen Darstellung naturwissenschaftlicher Probleme zu üben. Die ermutigenden Ergebnisse dieser Wettbewerbe sollten dazu Anlaß geben, Preise zu schaffen für alle wissenschaftlichen Bereiche und vor allem so, daß sich jedermann daran beteiligen kann.

#### *Wissenschaftsberichterstattung der Universität Gießen*

Abschließend ist es angebracht zu fragen, wie es mit der Berichterstattung aus Forschung und Lehre an der Universität Gießen aussieht. In einem ersten Erfahrungsbericht kamen Frau Prof. Helge Pross und Dr. Manfred Hahn 1969 zu dem Ergebnis,<sup>47)</sup> daß die Wissenschaftsberichterstattung als eine der Hauptaufgaben der Universitätspressestelle angesichts der mangelnden personellen und sachlichen Ausstattung durchaus als beachtlich gelten muß. Entsprechende Informationen über Forschungsvorhaben bzw. deren Ergebnisse wurden und werden in der Form von längeren oder kürzeren Pressemitteilungen an Zeitungen, Zeitschriften, Fachorgane, Nachrichtenagenturen, Forschungsdienste und Rundfunkanstalten verschickt. Das Echo auf diese Mitteilungen hin zeigt, daß das Interesse an solchen Berichten außerordentlich groß ist. Nicht zuletzt haben die einzelnen wissenschaftlichen Institute der Universität davon ihren Nutzen, weil das Ansehen in der Öffentlichkeit steigt und die Kontakte auch mit der Fachöffentlichkeit sich in der Regel gemehrt haben. Ja, es kam sogar einige Male vor, daß aufgrund von derartigen Berichten Forschungsmittel von dritter Hand bereitgestellt wurden. Und dies sieht jeder gern.

In Ergänzung zu diesen Arbeiten gibt es eine Reihe von Routinefunktionen: Vermittlung von Kontakten zwischen Journalisten und Universitätsstellen, Einzelauskünfte auf Einzelanfragen, Weitergabe von Vorträgen etc. Seit Beginn dieses Jahres wird nunmehr von der Pressestelle verstärkt versucht, solche Probleme, die von der Praxis an die Wissenschaft herangetragen werden und über die an der Universität Gießen gearbeitet und Ergebnisse erzielt wurden, sofort mit Hilfe von *Forschungspressekonferenzen* an die Allgemein-

heit weiterzuvermitteln. Gerade diese Form hat sich bisher als sehr effizient erwiesen. Nicht nur aufgrund des Echos in der allgemeinen und Fachpresse, sondern auch wegen des zu registrierenden Interesses von der Seite, die die Ergebnisse in die Praxis einbringen soll, von Industrie und Staat.<sup>48)</sup> Bisher wurden derartige Forschungspresskonferenzen, zu denen neben der Fach- und allgemeinen Presse vor allem auch interessierte Vertreter von der Wirtschaft und den zuständigen staatlichen Stellen wie Ministerien oder Bundesbehörden eingeladen wurden, zu folgenden Themen durchgeführt: »Wird die menschliche Gesundheit durch Müllkompostdüngung gefährdet?«, »Auswirkungen von Blei und anderen Schwermetallen durch industrielle Emissionen auf den Menschen«, »Strohverbrennung: Gefährlich oder unbedenklich?«. An einem anderen Beispiel soll gezeigt werden, wie sehr sich der Mangel von entsprechender Publizität bei der Bewältigung anstehender Fragen, obwohl die Forschung hierzu Beiträge geliefert hat, sich durchaus negativ auswirken kann: Zu dem leidigen Problem der Fluglotsen, von dem in den letzten Monaten die meisten irgendwie in Mitleidenschaft gezogen wurden, hat das Institut für Arbeitsmedizin der Universitätsklinik Gießen unter der Leitung von Prof. Rutenfranz, der inzwischen an die Universität Dortmund berufen wurde, eine Untersuchung über die physischen und psychischen Belastungen der Fluglotsen durchgeführt. Obwohl die Untersuchung in der Erörterung des Fluglotsenproblems auf politischer Ebene hätte eine Rolle spielen können, blieb sie fast völlig unbekannt. Hätte diese Untersuchung mit Hilfe einer entsprechenden Forschungskonferenz die notwendige Publizität gefunden, wäre die Erörterung des Problems wahrscheinlich auch etwas nüchterner erfolgt. Gerade der erwähnte Fall zeigt, daß gewisse Untersuchungen mit Hilfe der Pressestelle im Rahmen von entsprechenden Pressekonferenzen die Publizität erreichen, um auch für die Praxis von Belang zu sein. Ansonsten vergilben die Untersuchungsergebnisse in den Archiven und kein Politiker kümmert sich um sie.

Häufig verursachen sogenannte Exklusivberichte über Forschungsergebnisse, die die allgemeine Öffentlichkeit brennend interessieren, der Pressestelle manchen Ärger. Empörte — und zu dies zu recht — Anrufe von Journalisten, die sich übergangen fühlen, sind dann nicht selten. Mit Hilfe der Wissenschaftsberichterstattung soll eine größtmögliche Breitenwirkung erreicht werden. Dies ist aber bei Exklusivberichten aus Verärgerung der einen oder anderen Seite oftmals in Frage gestellt. So sollte von den einzelnen Wissenschaftlern wirklich versucht werden, die Pressestelle zuvor zu kontaktieren, um die einzuschlagenden Maßnahmen abzustimmen. Nur dies garantiert in gewissem Maße die erforderliche und erwünschte Breitenwirkung. Über Untersuchungsbefunde, die einen großen Kreis der Bevölkerung interessieren, soll nicht exklusiv in der einen oder anderen Zeitung oder Zeitschrift berichtet werden, sondern über alle Multiplikatoren.

So gewiß die Pressestelle Erfolge vorzuweisen hat, so gewiß ist freilich, daß die Arbeitsbedingungen und auch die Resultate noch verbessert werden können, ja müssen. Vieles beruht nämlich noch auf Zufälligkeiten. Daß die Berichterstattung aus Forschung und Lehre bisher mit gewissen Einschränkungen schon als beachtlich angesehen werden muß, dazu trug sicherlich auch die gute Zusammenarbeit der Pressestelle mit dem Forschungsreferat der Präsidialabteilung bei. Doch bedarf vor allem die Berichterstattung über in Gießen stattfindende Tagungen, Kongresse, Symposien etc. noch gewisser Verbesserungen. Allzu häufig geschieht es noch, daß die Pressestelle, da sie nicht rechtzeitig davon unterrichtet wurde, nicht im gewünschten Maße die Berichterstattung vornehmen kann. Doch gerade dies sollte sowohl im Interesse der Organisatoren als auch der Universität sein. Eine gute Berichterstattungsarbeit aus Lehre und Forschung kann nicht zuletzt das Prestige und Image der gesamten Universität in der Öffentlichkeit heben helfen. Und daran sollte allen Angehörigen unserer Universität gelegen sein.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> vgl. hierzu die redaktionelle Vorbemerkung zu »Über das Streben nach Popularisierung der Wissenschaft«. in: *Wirtschaft und Wissenschaft*, 1973, Heft 2/3, S. 22. Siehe ebenfalls *Friedrich Tomberg*: Bürgerliche Wissenschaft. Begriff, Geschichte, Kritik. Frankfurt: Fischer Taschenbuch, 1973.

<sup>2)</sup> *Horst Köpke*: Es wird zuviel geforscht. in: *Frankfurter Rundschau*, 24. 3. 1973, S. 3.

<sup>3)</sup> vgl. *Fritz Heerwagen*: Forschungspolitik um der Forschung willen. in: *Wirtschaft und Wissenschaft*, 1973, Heft 2/3, S. 20.

<sup>4)</sup> *Hartmut von Hentig*: Magier oder Magister. Über die Einheit der Wissenschaft im Verständigungsprozeß. Stuttgart, 1972, S. 193.

<sup>5)</sup> vgl. *Kurt Rudzinski*: Proportionen für die Forschungsförderung. in: *FAZ*, 29. 8. 1973, S. 19.

<sup>6)</sup> vgl. *Ferdinand Wiebecke/Ulrich Lohmar*: Wissenschaft und gesellschaftliche Effizienz. in: *Ulrich Lohmar*: Wissenschaftspolitik und Demokratisierung. Ziele, Analysen, Perspektiven. Düsseldorf, 1973, S. 82.

<sup>7)</sup> *Georg Hartmut Altenmüller*: »Sachzwänge« — Alptraum der Forschungspolitiker. in: *Deutscher Forschungsdienst*, 20. Jg., Nr. 35, 31. 8. 1973, Beilage S. 2.

<sup>8)</sup> C. W.: Die Beziehungen zwischen Grundlagenforschung und Industrie. Public Relations notwendiger denn je. in: *Österreichische Hochschulzeitung*, 25. Jg., Nr. 17, 1. 10. 1973, S. 6. Siehe ferner *Klaus von Dohnanyi*: Hochschule und Wirtschaft. Sonderdruck aus dem Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung, Nr. 129, vom 20. 9. 1972.

<sup>9)</sup> *Heerwagen*, a. a. O., S. 21.

<sup>10)</sup> *Rüdiger von Wechmar*: Die Bedeutung der Information für Wissenschaft und Forschung. (Rede anlässlich der Informationstagung der Pressereferenten deutscher Hochschulen in Bonn am 30. 11. 1970) in: *Deutsche Universitätszeitung*, 1970, Heft 23, 1. Dezember-Ausgabe, S. 17 (im folgenden DUZ zitiert).

<sup>11)</sup> Abgedruckt in: »Über das Streben nach Popularisierung der Wissenschaft«, a. a. O., S. 22 f.

<sup>12)</sup> *ibd.*, S. 22.

<sup>13)</sup> »Die Kluft zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit muß überbrückt werden«. in: *DUZ*, 1970, Heft 24, 2. Dezember-Ausgabe, S. 27.

<sup>14)</sup> »An die Öffentlichkeit«, in: *Stuttgarter Zeitung*, 17. 9. 1973, S. 20.

- <sup>15)</sup> *Thomas von Randow*: Klagen bringt kein Geld ein. Unsere Universitäten vernachlässigen die Öffentlichkeitsarbeit. in: *Die Zeit*, Nr. 41, 8. 10. 1965, S. 53.
- <sup>16)</sup> vgl. entsprechenden Bericht »Das Vertrauen in die Wissenschaft« in: *FAZ*, Nr. 230, 3. 10. 1973, S. 33.
- <sup>17)</sup> Siehe hierzu ausführlicher *Hans-Georg Burger*: Universitäre Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. in: *Die Feder*. (Monatszeitschrift für Journalisten), 21. Jg., Heft 9, 1972, S. 12–15. *Rainer Flöhl*: Wenn die Wissenschaft schweigt. Immer noch völlig unzureichende Information über die Forschung durch die Universitäten. in: *FAZ*, Nr. 30, 5. 12. 1969. *Klaus-Peter Möller*: Die Pressestellen der deutschen Hochschulen. Heidelberg 1970. *Peter Dehn/Ekkehard Nuissl*: Organisationsmodell Hochschulpressestellen. Bonn: Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Schriftenreihe Hochschule 11), 1973. *Peter A. Döring*: Öffentlichkeitsarbeit von Bildung, Wissenschaft und Forschung. in: *Handbuch für die Öffentlichkeitsarbeit von Betrieben, Parteien, Verbänden und Institutionen*. Hrsg. Dr. Werner Mühlbradt. 2. Band. Neuwied, 1969, 2. Aufl., XV.
- <sup>18)</sup> Siehe hierzu u. a. *Peter Biehl*: Das Verhältnis der Presse zu den Behörden unter besonderer Berücksichtigung der Informationsmöglichkeiten der Presse. Würzburg 1967 (Diss.), S. 96–98.
- <sup>19)</sup> *Döring*, a. a. O., S. 9.
- <sup>20)</sup> ibd.
- <sup>21)</sup> Nach »Die Universitätspressestellen«. in: *Public relations report* (München), 9. Jg., Nr. 354, 27. 9. 1972, S. 5 und *Dehn/Nuissl*, a. a. O., S. 212 f.
- <sup>22)</sup> Die Bestanderhebung von *Möller*, a. a. O.
- <sup>23)</sup> *Dehn/Nuissl*, a. a. O., S. 16, 53, 142.
- <sup>24)</sup> vgl. Präsident Prof. Dr. *Paul Meimberg* in seinem Rechenschaftsbericht für das Jahr 1972, in: *JLU-Forum*, Nr. 39, September 1973, S. 33.
- <sup>25)</sup> vgl. *Dehn/Nuissl*, a. a. O., S. 93–95.
- <sup>26)</sup> z. B. »Forschung '74«. *Berichte aus Wissenschaft und Technik*. Frankfurt: Fischer-Taschenbuch, 1973.
- <sup>27)</sup> siehe *Burger*: Universitäre Öffentlichkeitsarbeit, a. a. O., S. 15.
- <sup>28)</sup> *Karl-Friedrich Schlie*: Die Biologie im Spiegel der Presse. Eine vergleichende Untersuchung biologischer Veröffentlichungen. Göttingen: Pädagogische Hochschule, 1966, S. 43 (Examens-Hausarbeit).
- <sup>29)</sup> Hierauf wies vor allem auch *Rüdiger v. Wechmar*, a. a. O. hin.
- <sup>30)</sup> Umfrageergebnis abgedruckt in: *DUZ*, 1971, S. 216 f.
- <sup>31)</sup> »Jeder Dritte will von Wissenschaft nichts wissen.« *Bildung und Forschung in den Massenmedien*, in: *Deutscher Forschungsdienst*, 20. Jg., Nr. 9, 2. 3. 1973, Beilage, S. 1–3.
- <sup>32)</sup> vgl. Dr. *Friedrich Katscher*: Die unglücklichen Beziehungen Presse-Wissenschaft. in: *Österreichische Hochschulzeitung*, 24. Jg., Nr. 10, 15. Mai 1972, S. 1–3.
- <sup>33)</sup> *Kurt Rudzinski*: Mehrschritt-Therapie – potenzierte Attacken gegen den Krebs. Sowie »Voreingenommene Krebsforscher« in: *FAZ*, 9. 5. 1973. *Rudzinski*: Nichts widerlegt. in: *FAZ*, 30. 5. 1973, »Voreingenommene Krebsforschung?« Eine Entgegnung des Deutschen Krebsforschungszentrums, Heidelberg. in: *FAZ*, 30. 5. 1973.
- <sup>34)</sup> *Gustav Adolf Henning*: Ungenießbares Algeneiweiß. in: *Die Zeit*, Nr. 13, 23. 3. 1973.
- <sup>35)</sup> vgl. *Thomas v. Randow*: Viel Streit um Eiweiß aus Algen. Ein Zeitartikel brachte drei Institute in Harnisch. in: *Die Zeit*, Nr. 17, 20. 4. 1973, S. 67.
- <sup>36)</sup> *Spiegel*, Nr. 14, 2. 4. 1973, S. 161 f.
- <sup>37)</sup> vgl. *Hans-Georg Burger*: Gefährdet Müllkompost die Gesundheit? Unterschiedliche Ansichten über das Risiko der Müllkompostierung. in: *FAZ*, Nr. 101, 2. 5. 1973, S. 33.
- <sup>38)</sup> *Peter Dehn*: Einen Dialog konnte die Reform nicht erzwingen. »Wissenschaft und Öffentlichkeit«. Erfahrungen mit der Wissenschaftsberichterstattung. in: *Frankfurter Rundschau*, 17. 8. 1972. Dieser Beitrag ging auch in die *Dehn/Nuissl-Studie*, a. a. O., S. 91–93 ein.
- <sup>39)</sup> *H. Petsche*: Die Bedeutung der elektrophysiologischen Forschung für die Neurologie. (Festvortrag zur Eröffnung des Deutschen Neurologen-Kongresses am 5. 4. 1973 in Gießen), S. 13–15 (Vortragsmanuskript).
- <sup>40)</sup> »Forschungsinformation lückenhaft und verspätet«. Die Information über naturwissenschaftliche Forschung muß verbessert werden. in: *DUZ*, 1973, Heft 4, S. 158.
- <sup>41)</sup> *Ulrich Lohmar*: Das demokratische Zieldreieck. in: *Lohmar*: Wissenschaftspolitik, a. a. O., S. 32–34.

- 42) *Klaus v. Dohnanyi*: Hochschule und Wirtschaft, a. a. O., S. 9.
- 43) *Kurt Meissner*: Die dritte Aufklärung. Braunschweig 1969, S. 13.
- 44) Erwachsenenbildung – Weiterbildung. Hrsg. Kultusministerium Nordrhein-Westfalen. Ratingen 1972, S. 74. Vgl. zu diesem Komplex ebenfalls *Horst Siebert*: Weiterbildung als Aufgabe der Hochschule. in: *DUZ*, 1973, Heft 19, 1. Oktober-Ausgabe, S. 810 f.
- 45) *Lohmar*: Das demokratische Zieldreieck, a. a. O., S. 15 f.
- 46) Siehe entsprechenden Bericht in »bpva-Nachrichtendienst«. Hrsg. Bildungspolitische Verlagsanstalt, Bonn, Nr.15, 1973, S. 6.
- 47) *Helge Pross, Manfred Hahn*: Aus der Arbeit der Pressestelle. in: »Gießener Universitätsblätter«, II. Jg., Heft 1, Juli 1969, S. 85–87.
- 48) Diese Forschungspressekonferenzen sorgen außerdem dafür, daß sich zwischen den Wissenschaftlern aus der Hochschule und der Wirtschaft bzw. den zuständigen Fachreferenten der staatlichen Stellen Kontakte ergeben. Solche Konferenzen werden beispielsweise von größeren Industrieunternehmen seit Jahren mit großem Erfolg praktiziert. Eine adäquate Anwendung ist daher auch den Hochschulen zu empfehlen. Vgl. hierzu ebenfalls *Rainer Flöhl*: Wenn die Wissenschaft schweigt. a. a. O.

# Graphik in den Universitätsblättern

Handsignierte Reproduktion für 15. - DM

(Ms). Werbung ist nichts Ungewohntes in den Gießener Universitätsblättern. Auch in diesem Heft haben zahlreiche Unternehmen inseriert. Wir empfehlen den Anzeigenteil Ihrer Aufmerksamkeit und danken allen, die auf diese Weise einen Beitrag zur Finanzierung der Druckkosten geleistet haben.

Neu aufgenommen wurde in dieses Heft die Werbung für moderne Graphik. Die Redaktion dankt Hans Salentin, daß er seine umseitige Bildmontage „Turm zu Babel“ (1972) den Gießener Universitätsblättern exklusiv und kostenlos zur Verfügung gestellt hat. Das Motiv wurde im Format 20,5 × 28,5 cm auf 200 g/qm schwerem Kunstdruckpapier im Offsetverfahren von der Brühlschen Universitätsdruckerei vervielfältigt. 100 Exemplare hat der Künstler handschriftlich signiert. Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft können diese Graphik bei der Redaktion „Gießener Universitätsblätter“, 63 Gießen, Ludwigstraße 28, bestellen. Die Abgabe der einzeln nummerierten Reproduktion erfolgt in der Reihenfolge der Bestellungen zum Preis von 15 DM. Nach Eingang Ihrer Order erhalten Sie die Graphik mit einer Zahlkarte über 15 DM zugesandt, die auf das Konto der Gießener Hochschulgesellschaft einzuzahlen sind. Moderne Graphik ist heute weit teurer. Die Lagerliste der Galerie Pelart (Kassel-Paderborn) enthält z. B. einen Offsetdruck von Kano-witz „Clean Air“. Jedes der 150 Exemplare kostet 300 DM. Ein Offsetdruck von Knaupp „Vulkan“ (Auflage 50) wird für 100 DM je Blatt gehandelt. Unter den ca. 400 Angeboten findet sich keins für 15 DM.

Sie erhalten aber nicht nur eine wertvolle Graphik für wenig Geld, sondern gleichzeitig unterstützen Sie auch die Herausgabe der nächsten Universitätsblätter. Darüberhinaus hofft die Redaktion, daß die Vorstellung des jeweiligen Künstlers und seines Werks vielen Mitgliedern der Hochschulgesellschaft als Anlaß dient, sich mit moderner Graphik auseinanderzusetzen.

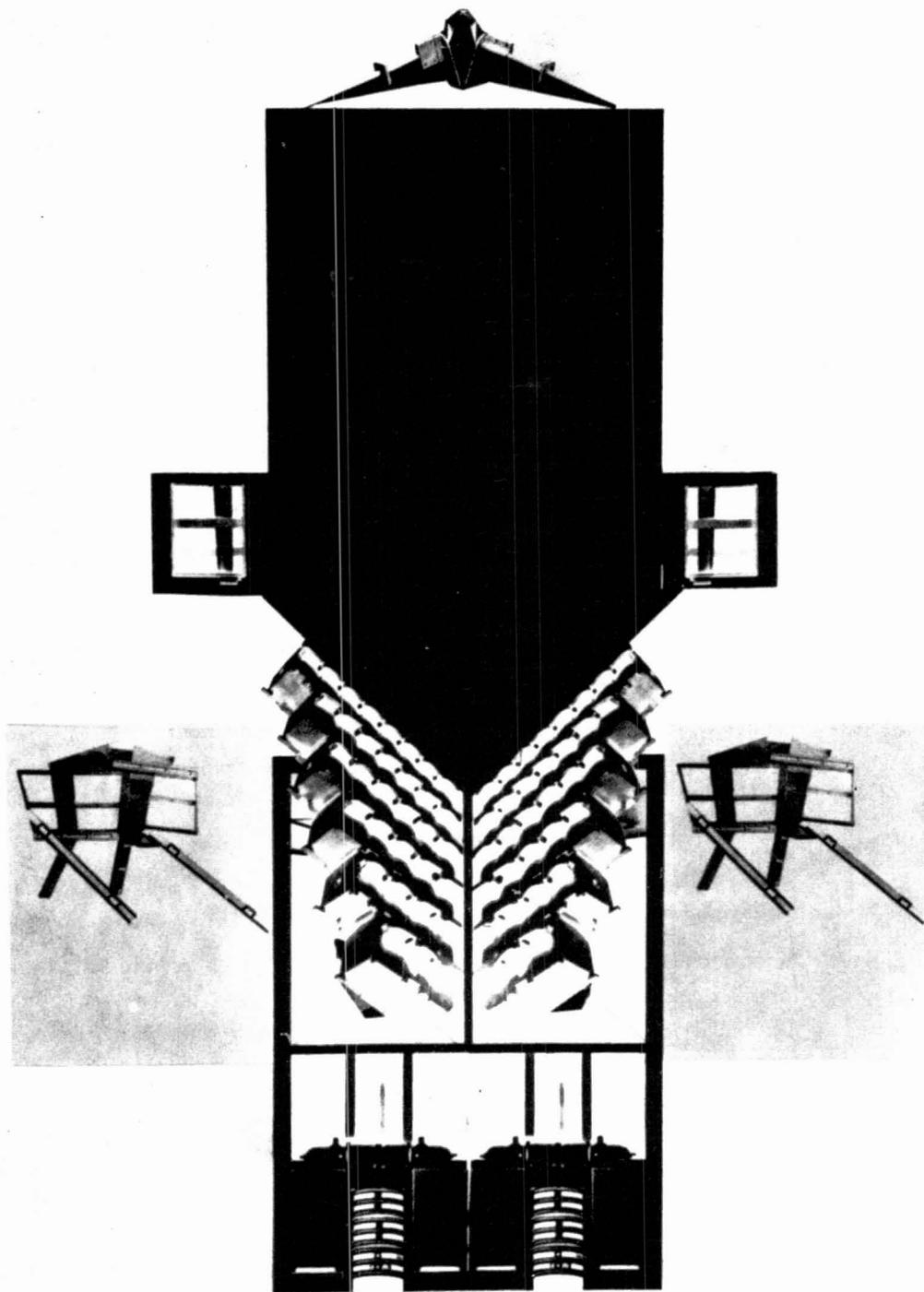
Hans Salentin, 1925 in Düren geboren, studierte von 1950—54 an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf und lebt jetzt in Köln. Seine Metallplastiken fanden Anerkennung auf Ausstellungen im In- und Ausland (Düsseldorf, Köln, Nürnberg, Berlin, Washington, Brüssel, Paris, London, Stockholm, Basel, Rio de Janeiro und Tel Aviv — um nur die wichtigsten zu nennen).

Auch bei den Bildmontagen — für die der „Turm zu Babel“ ein Beispiel ist — bilden Metallplastiken den Ausgangspunkt. Kurt Hamburger hat den Schaffensprozeß im Katalog zu Salentins Ausstellung in Ludwigshafen (1971) aus-

fürhlich beschrieben. Seine Rezension „Technik und Dingmagie“ sei hier auszugsweise wiedergegeben:

*Salentins Plastiken sind Montagen aus Aluminiumgußteilen, wie sie die Industrie u. a. für den Apparatebau verwendet. Der Künstler gelangt zu seinem Ausgangsmaterial, indem er die Halden der Metallhändler „absammelt“ . . . Christian Zepher nannte Salentin in einem Ausstellungsbericht einmal treffend einen „passionierten Jäger und Sammler des 20. Jahrhunderts“ und formulierte: „Salentin nimmt hier gleichsam die Position eines ‚Wilden‘ ein, dem unsere Zivilisation magisch-fremd ist: Er kennt nicht die ursprüngliche Funktion der einzelnen Fundstücke. Er ist ein ‚Wilder Denker‘ im Sinne Lévi Strauss‘, der offen und unvoreingenommen, nur verwundert an die Dinge herangeht und sie nach seinen eigenen künstlerischen Prinzipien ordnet“ (Kölner Stadt-Anzeiger vom 16. 9. 1969, S. 10). . . . Neu hinzugekommen ist in allerjüngster Zeit ein sich an den eigenen Plastiken entzündendes graphisches Interesse, welches sich in einer schnell wachsenden Zahl von Blättern und Bildern niederschlägt. Hier werden die in den Plastiken bis dahin festmontierten Formen nunmehr zu wechselnden momentanen Figurationen arrangiert, wobei die fotografischen und reprographischen Verfahren, die Fotomontagen und Collagen mithelfen, ein grafisches Äquivalent zu der Welt der Plastiken zu schaffen . . .*

*Es sind die gleichen Strukturen, die hier wie dort auftauchen, wobei allerdings die Bildmontage eine noch größere Freiheit der Assoziation und Organisation der Formen ermöglicht. Das rein konzeptuelle utopische Moment tritt deutlicher noch hervor. Die graphische Umsetzung im Spannungsfeld der Fläche und der Hell-Dunkel-Werte gibt ebenso sehr der Illusion des Figurativen wie auch der zeichenhaften Abstraktion neue Kraft. Die großen Formate der Bilder, die Anonymität der Fläche und der kompositorische Zwang unterstützen wirkungsvoll den Realitätsanspruch dieser Strukturen. Manches wirkt, wie auch bei den Objekten, gewollt zitathaft, gleicht Museumsstücken einer industriellen Zivilisation, deren Bestandsaufnahme hier wie aus einem imaginären Rückblick heraus versucht wird. Salentins technoide Fiktionen werden in der Leere, in der sie angesiedelt sind, zu bizarren Wrackstücken und Markierungen am Ufer einer Epoche, deren Ende einkalkuliert erscheint. In dieser zugleich entwerfenden und archaisierenden Bewegung liegt etwas von dem Eigentümlichen der Salentinschen Utopie, wie er sie mit Hilfe seiner Objettrové-Aesthetik verwirklicht. Nicht das Begriffliche steht hier im Vordergrund, sondern die eigenwillige Analyse der in der künstlerischen Augenblicksbewegung sich erschließenden imaginativen Kräfte des technoiden Materials. So wie der technischen Zivilisation Experiment und Innovation wesenseigen sind, läßt die Methode des korrigierten Zufalls aus diesem Material immer wieder neue Objektivationen entstehen, in denen Teile der Wirklichkeit sich spiegeln und zu utopischen Denkmälern erstarren.*



Hans Salentin, Turm zu Babel, 1972

100 handsignierte Reproduktionen dieser Bildmontage sind für 15.- DM je Exemplar in größerem Format (20,5 × 28,5 cm) erhältlich. Richten Sie Ihre Bestellung bitte an die Redaktion „Gießener Universitätsblätter“, 63 Gießen, Ludwigstraße 28.

## Zur Situation der Studienberatung

Die Misere der Hochschulen, deren vordergründige Ursache ein Massenansturm von Studierwilligen ist, läßt die Forderung nach einer Neubestimmung und Neugestaltung unter dem Schlagwort »Studienreform« zunehmend lauter werden. Unter dieser recht unscharfen Bezeichnung wird jenes — nach politischem Standpunkt und persönlichem Erfahrungsbereich sehr unterschiedlich zusammengesetzte — Bündel von Maßnahmen verstanden, das geeignet ist, die Situation der Hochschulen dauerhaft zu verbessern. Hierbei neigt eine Seite mehr zur inhaltlichen Neubestimmung über Maßnahmen wie Hochschuldidaktik, Curriculumrevision und Berufsfeldbestimmung, während die Gegenposition organisatorischen Eingriffen den Vorrang einräumt und Maßnahmen der quantitativen Hochschulplanung, der Verwaltungsreform und der Disziplinierung den Vorrang gibt. Beiden Richtungen gemeinsam ist die Bedeutung, die sie der Einzelmaßnahme »Studienberatung« zumessen. Das wachsende Interesse, das der Studienberatung auch von seiten der Kultusbehörden entgegengebracht wird, wirft die Frage nach dem Ziel und Inhalt dieser Maßnahme auf. Studienberatung — ist das der Ansatz für ein geeignetes Krisenmanagement oder lediglich eine der herkömmlichen Beschwichtigungsmaßnahmen mit Einschläferungscharakter?

### *Der Begriff »Studienberatung«*

Einer der Gründe für die Skepsis, mit der viele Studierende die Studienberatung betrachten, ist die Vielschichtigkeit dieses Begriffs. Eine eindeutige Definition existiert bislang nicht. Studienberatung im herkömmlichen Sinn war die fachliche Einführung und Unterstützung des Studierenden durch seine Hochschullehrer. Weitergehende Maßnahmen wurden nicht für erforderlich gehalten und waren es in der Regel bei kleinen Studentenzahlen nicht. Erst mit zunehmenden Semesterstärken und den damit wachsenden Schwierigkeiten der Studierenden, die sich dem Betrachter vorwiegend als dem persönlichen Bereich entstammend darstellten, begann die zusätzliche Einrichtung von psychotherapeutischen Beratungsstellen für Studierende. Diese Beratungsstellen, die bei unzureichender Mittelausstattung nur durch persönliches Engagement Einzelner in der Lage waren, ihre Arbeit durchzuführen, waren und sind vielfach die einzigen zentralen Beratungsinstitutionen der Hochschulen und vertreten in der Regel den gesamten Beratungssektor nach außen.

Ein neuerer Beratungsbegriff, der den weiteren Ausführungen zugrunde liegt, geht davon aus, daß Beratungsmaßnahmen in allen Teilen des tertiären Bildungsbereichs zur Verfügung gestellt werden und vom Studierenden an allen Verzweigungsstellen des individuellen Entscheidungsprozesses abgerufen werden können. Dies bedeutet, daß die Beratung den gesamten Bereich von der Schule bis in den Beruf abdeckt und daß sie die Entscheidungshilfen zur Verfügung stellt, die den Benutzer in die Lage versetzen, seine Entscheidungen auf rationaler Basis unter Berücksichtigung aller verfügbaren Informationen *selbst* zu fällen. Dies schließt ein, daß bei persönlichen Schwierigkeiten Hilfen zu deren Überwindung angeboten werden.

Dieser Beratungsbegriff hat noch eine andere Seite. Durch die Hilfeleistung für Personen, die in dem System Hochschule durch irgendwelche Schwierigkeiten in ihrer Ausbildungsfunktion behindert oder verunsichert sind, registriert die Beratungsinstanz einen großen Teil der Mängel des Ausbildungssystems. Aufgrund ihres Auftrages, den Ratsuchenden möglichst vollkommene Informationen zur Verfügung zu stellen, stellt sie selbst Forderungen an die Ausbildungsstätte über Verfügbarkeit, Inhalte und Transparenz des Ausbildungsangebots. Um die Relevanz der Ausbildungsgänge zur Berufswahl dokumentieren zu können, muß sie den Zusammenhang zwischen Berufsfeld und Ausbildung untersuchen. Der Beratungsbegriff enthält somit neben Funktionen im fachlichen und persönlichen Bereich die Funktion der Rationalisierung und Überprüfung der Inhalte, Organisation, Methoden und Berufsrelevanz der Ausbildungsgänge. Es wird deutlich, daß die Studienberatung in diesem Sinne nicht als isolierte Maßnahme, sondern nur als eine von vielen sich gegenseitig bedingender und unterstützender Studienreformansätze aufgefaßt werden kann.

Die Breite des Begriffs bringt es mit sich, daß der Schwerpunkt und die Zielsetzung von Beratungsmaßnahmen sehr unterschiedlich aufgefaßt werden können. So stehen neben sozialpädagogischen Deutungen Steuerungs- und Planungsassoziationen; die Auffassung als Impuls zur optimalen Eigenentfaltung steht der eines Anpassungsinstruments in den Händen der Behörden gegenüber. Den Kultusministerien scheint die Studienberatung zunehmend als willkommenes Instrument zur Lenkung der Nachfrage nach Studienplätzen, zur Bewältigung des Abiturientenstromes und zur besseren Ausnutzung der Hochschule zu sein. Den Hochschulen erscheint sie oft als zusätzliche Mühsal und als Kristallisationspunkt für neue und überflüssige Zentralbehörden, oft jedoch auch als eine Möglichkeit, die Nöte der Studierenden und insbesondere der Studienanfänger zu mildern. Für die Studenten stellt sie sich oftmals als rettender Strohalm im Chaos der Universität dar, birgt jedoch gleichzeitig Befürchtungen hinsichtlich einer Anpassung an die unzulänglichen Ausbildungsverhältnisse in sich. Wie bei anderen Studienreformmaßnahmen kommt

eine Diskussion innerhalb der Hochschulen nur langsam in Gang und wird in erster Linie von den wenigen vorhandenen Fachleuten und gelegentlich von den zuständigen hochschulpolitischen Gremien vorangetrieben. Die Aussage des Wissenschaftsrates von 1971 beschreibt in etwas pauschalierender Inhaltslosigkeit auch heute noch zutreffend die Situation: „Die Mehrzahl der . . . Hochschulen steht der Studienberatung aufgeschlossen gegenüber – jedoch besteht über Zielsetzung und Durchführung vielfach Unsicherheit.“

### *Das hessische Kooperationssystem Studienberatung*

Aufgeschlossenheit besteht zu den Fragen der Studienberatung auch von seiten der hessischen Hochschulen. Bei allen Unterschieden ihres hochschulpolitischen Standpunktes haben die hessischen Universitäten und Fachhochschulen gemeinsam im Kuratorium des Landeshochschulverbandes den Aufbau eines Studienberatungssystems auf Landesebene beschlossen und die Finanzierung dieses »Kooperationssystems Studienberatung« in Hessen als Modellversuch durch die Bund-Länderkommission für Bildungsplanung und den Hessischen Kultusminister erreicht. Der Modellversuch bezweckt die Planung und modellhafte Erprobung des zentralen Instrumentariums zur Entwicklung eines Studienberatungssystems für den Bereich eines Landes. Ziel ist es insbesondere, neben der Errichtung einer umfassenden Beratungsorganisation unter Einbeziehung aller für die Beratung relevanter Dienste, die Studienberatung als Teiemaßnahme der Studienreform zu institutionalisieren und ein Informations-, Erhebungs- und Rückmeldesystem aufzubauen, das in der Lage ist, die Mängel des Ausbildungssystems aufzuzeigen und in hochschuldidaktisch begründete, berufsfeldbezogene Lösungen einzubeziehen. Dem Versuch kommt besondere Bedeutung zu, da hier erstmals erprobt wird, wie im Bereich eines Landes die komplexen Aufgaben der Studienberatung im Zusammenwirken der zuständigen Stellen, nämlich der Hochschule, der Landesregierung und der Bundesanstalt für Arbeit, erfüllt werden können.

Der Modellversuch gliedert sich in zwei Ebenen. Auf Landesebene soll im Zusammenwirken der genannten zuständigen Stellen ein gemeinsames Koordinations- und Informationszentrum gebildet werden, das die Aufgaben der überörtlichen Informationserstellung, der zentralen Erhebungsdienste und der Unterstützung der örtlichen Beratungseinrichtungen bei der Einarbeitung und Fortbildung ihrer Berater wahrnehmen soll. Der Informationsdienst wird in erster Linie die örtlichen Beratungsstellen mit Informationen versorgen, insbesondere jedoch auf dem Gebiet der studienvorbereitenden Beratung direkt an Studierwillige herantreten. Die zentralen Erhebungsdienste dienen über eine Betriebsstatistik und örtliche Erhebungen der Erfahrungsgewinnung über die Effizienz der Studienberatungseinrichtungen, der Wirksamkeit der in dem Modellversuch durchgeführten Maßnahmen und insbesondere der Analyse

von Studienbedingungen im Sinne der Mängelanzeige und der daraus resultierenden Lösungsvorschläge.

Das Koordinations- und Informationszentrum mit Sitz in Wiesbaden wird mit etwa sechs hauptamtlichen Mitarbeitern besetzt und von den Präsidenten und Rektoren der Hochschulen des Landes Hessen geleitet. Die Bundesanstalt für Arbeit wird nicht mit ständigen Mitarbeitern vertreten sein, sondern je nach aktueller Aufgabenstellung und Bedarf Mitarbeiter zur Verfügung stellen.

Auf Ebene der Hochschulbereiche sind Teilversuche vorgesehen, die das zentrale Vorhaben mit unterschiedlichen Schwerpunkten in ihrer Zielsetzung unterstützen und absichern. Als Schwerpunkte sind im Hochschulbereich Darmstadt die Übergangsproblematik Fachhochschule-Universität, im Hochschulbereich Frankfurt besondere Erhebungen, im Hochschulbereich Gießen die Studienanfängerbetreuung und im Hochschulbereich Marburg die Anbindung an hochschuldidaktische Maßnahmen vorgesehen. Die Durchführung dieser Schwerpunktmaßnahmen bleibt nicht auf den jeweiligen Hochschulbereich beschränkt, jedoch soll hier jeweils ein spezielles Beratungs- und Erhebungsinstrumentarium eingesetzt werden.

Um den Informationstransfer von und zu der Zentralstelle sowie zwischen den Hochschulen zu gewährleisten und um die Einflußmöglichkeiten der zuständigen zentralen Lehr- und Studienausschüsse der Hochschulen zu sichern, sind in den Hochschulbereichen die Stellen von Koordinationsreferenten für Studienberatung geschaffen worden. Die Koordinationsreferenten werden als Beauftragte der Hochschulen unter Berücksichtigung der Richtlinien des zuständigen Landeshochschulverbandes und in Rücksprache mit dem Geschäftsführer des Informationszentrums die Durchführung des Modellversuchs planen, leiten und koordinieren. Die Mittel für das gemeinsame Koordinations- und Informationszentrum sowie für den Teilversuch der Universität Gießen stehen seit dem 1. Oktober 1973 bereit. Die Bewilligung der Vorhaben der anderen hessischen Universitäten ist zum 1. Januar 1974 vorgesehen.

#### *Das Gießener Leit- und Informationssystem für Studierende*

Die Justus Liebig-Universität Gießen befaßt sich neben einer Reihe anderer Studienreformmaßnahmen, deren Schwerpunkt mehr im organisatorischen und methodischen Bereich liegt, seit 1972 gezielt mit dem Problem der Studienberatung und mit der Vorbereitung des nunmehr eingeleiteten Modellversuchs. Die Bedingungen, von denen ausgegangen werden muß, sind im Hochschulwesen der Bundesrepublik weithin ausgeprägt und nicht für Gießen spezifisch. Einige der wichtigsten sollen im folgenden aufgezählt werden:

Die Hochschulen sind ohne Planung gewachsen. Das heutige Lehrangebot ist das Ergebnis einer recht willkürlichen Berufungspolitik und der persönlichen Interessen der Hochschullehrer. Studiengänge konnten bisher beliebig eingerichtet werden, ohne daß auf die Sicherstellung eines ausreichenden Lehrangebots geachtet wurde. Die Berücksichtigung des Lehrbedarfs erfolgte nicht im erforderlichen Umfang entsprechend der steigenden Studentenzahlen der letzten Jahre. Das Primat der Forschung hat überdies dazu beigetragen, daß die Erfordernisse der Lehre nicht immer mit hinreichendem Nachdruck berücksichtigt worden sind. In vielen Bereichen erschien die Lehre als lästiges Beiwerk. Die Konsequenz war, daß weder Studienpläne noch sonstige Orientierungshilfen vorhanden waren, die den Studienanfänger im fremden Betrieb Hochschule beim Aufbau seines Studiums anleiten konnten. Dieses Informationsdefizit ist noch heute das prägende Merkmal des Hochschuleintritts. Auch bei bestem Willen vermag der Studienberater auf zentraler oder örtlicher Ebene die gewünschten Informationen nicht im erforderlichen Umfang bereitzustellen, da sie bisher weder gesammelt noch verfügbar sind.

Die Vernachlässigung des Bereichs Lehre zeigt sich auch darin, daß trotz der räumlich zersplitterten und über das ganze Stadtgebiet verteilten Lehrinrichtungen eine zentrale Informationsinstanz, sei es auch nur ein Wegweiser, nicht existiert. Der Studienanfänger bleibt auf Glück und Spürsinn angewiesen. Dies auch deshalb, weil die vorhandenen Beratungsdienste wie Fachberatung, Psychotherapeutische Beratungsstelle, Akademisches Auslandsamt, Beratungsdienste des Arbeitsamtes, Sekretariat, Prüfungsämter nur im geringen Umfang zusammenarbeiten und oft weder von ihrer gegenseitigen Existenz noch von dem verfügbaren Beratungsangebot wissen. Berücksichtigt man noch, daß die fachlichen Teile des Studiums von verschiedenen Bereichen oft unkoordiniert angeboten werden, daß sich die Zahl der Studierenden in den letzten fünf Jahren in Gießen auf nunmehr rd. 12 400 verdoppelt hat und daß in einer Reihe von Studiengängen die Zulassungen beschränkt sind, so daß zunehmend andere Studiengänge verstopft werden, hat man die Normalsituation des Studienanfängers vor Augen. Enttäuschungen in der Erwartung zum Studium, Verunsicherungen in der Berufswahl, Isolierung und hoher Aufwand zur Bewältigung dieser Situation prägen sich aus in verlängerten Studienzeiten, häufigem Studienwechsel und Studienabbruch. Durch die fehlenden Beratungs- und Informationseinrichtungen vergrößert die Universität so auf Kosten ihrer knappen Mittel die Zahl der Studenten und vermehrt damit ihre eigenen Probleme.

Der Gießener Modellversuch strebt an, die genannten Mängel in ihren Auswirkungen zu untersuchen und durch gezielte Maßnahmen zu mildern. Ein weitergehender Abbau der Schwierigkeiten kann nur langfristig und in engem Zusammenhang mit anderen hochschulreformerischen Maßnahmen angestrebt

werden. Der Modellversuch soll sich schwerpunktmäßig mit den Studienanfängern befassen und in diesem Bereich gezielte Hilfen zur Verfügung stellen. Es soll festgestellt werden, ob die Mehrzahl der später auftretenden Probleme (Studienwechsel, Abbruch, Probleme im persönlichen Bereich) verhindert oder abgemildert werden können, wenn eine an den Bedürfnissen des Studienanfängers ausgerichtete Eingangs- und studienbegleitende Beratung angeboten wird. Hierzu soll ein kooperatives System aufgebaut werden, das alle im universitären sowie im vor- und nachuniversitären Bereich tätigen Beratungsstellen unter Einschluß des Koordinations- und Informationszentrums zusammenfaßt. Dieses Beratungssystem soll den gesamten Hochschulbereich Gießen umfassen und neben der Justus Liebig-Universität die Fachhochschule Gießen einschließen.

Der Aufbau des Beratungssystems wird im folgenden skizziert:

Eine zentrale Beratungs- und Informationsstelle – das Büro für Studienberatung – koordiniert alle Beratungsaktivitäten der Universität, hält die Fachbereiche zur ordnungsgemäßen Durchführung der Fachberatung an, legt Richtlinien für die Durchführung der Beratung fest und arbeitet eng zusammen mit der Hochschulberufsberatung und Abiturientenberatung der Bundesanstalt für Arbeit sowie den anderen Beratungsdiensten innerhalb der Universität. Diese Stelle sammelt Informationsmaterial über Studiengänge, Studienorganisation, Studienbedingungen, Berufsmöglichkeiten, Weiterbildungsmöglichkeiten usw. und stellt diese Information den Studierenden, den Beratungsstellen und allen sonstigen Interessenten zur Verfügung. Sie gibt in Zusammenarbeit mit den übrigen Beratungseinrichtungen in jedem Semester einen Studienführer heraus und führt während der Einschreibzeit die Studieneingangsberatung und Verteilung der Anfänger auf die Beratungsdienste durch. Sie plant gemeinsam mit dem zentralen Informations- und Koordinationszentrum des Landes Erhebungen und gibt Anregungen zu Veränderungen und Verbesserungen in den Studiengängen und im Hochschulunterricht. Daneben wird für einige fachbereichsübergreifende Studiengänge der Einsatz von hauptamtlichen Studienberatern geplant. Schwerpunkte sind die Lehrerausbildung, die Ausbildung in Agrar-, Haushalts- und Ernährungswissenschaften sowie in den Geisteswissenschaften. Aufgabe dieser Berater wird es sein, eine Eingangsberatung für Studienanfänger durchzuführen und die Zusammenarbeit der Fachberater mit dem Büro für Studienberatung zu koordinieren. Eine der wesentlichen Aufgaben dieser Berater wird die Mitarbeit an Erhebungen und die Umsetzung der dadurch gewonnenen Ergebnisse im Studienbetrieb sein. Auf Fachbereichsebene wird die Studienberatung wie bisher von Fachberatern wahrgenommen. Die Fachberater werden durch die zentrale Beratungsstelle mit umfassenden Informationen versorgt; ihre Beratungszeiten und Beratungsaktivitäten werden zentral abgestimmt. Da die Studienbera-

ter aufgrund der großen Studentenzahlen in der Regel eine eingehende Betreuung nicht durchführen können und von ihrer Aufgabenstellung her vorwiegend für die Behandlung von reinen Fachfragen zuständig sind, ist vorgesehen, ihnen in einigen Bereichen zur Unterstützung Mentoren zur Seite zu stellen. Deren Aufgabe könnte es sein, die soziale Integration und die Einführung der Anfänger in den Studienbetrieb zu fördern und bestimmte Aufgaben, wie z. B. die Vermittlung von Arbeitsmethoden und die Durchführung von allgemeinen Informationsveranstaltungen in kleinen Gruppen wahrzunehmen.

Die in dem Modellversuch vorgesehenen Maßnahmen sind im Rahmen der verfügbaren Möglichkeiten zu Beginn des Wintersemesters 73/74 angelaufen. Das Büro für Studienberatung hat seine Arbeit aufgenommen und als erste Maßnahme die Erstellung einer Informationsbroschüre für Studienanfänger und die Intensivierung der Eingangsberatung durchgeführt. Daneben sind in Zusammenarbeit mit den Studienberatern der Fachbereiche eine Reihe anderer Maßnahmen in Angriff genommen worden, die die Erleichterung des Universitätseintritts zum Ziel haben. Die Erfahrungen werden z. Z. gesammelt und ausgewertet, ein Bericht liegt noch nicht vor. Das Gießener Beratungssystem ist somit vorläufig in erster Linie Absichtserklärung, die Durchführbarkeit und die Wirksamkeit der geplanten Maßnahmen stehen ebenso noch zur Erprobung an wie die Kooperationsfähigkeit der zur beteiligenden Dienste. Immerhin besteht die Hoffnung auf bessere Lösungen.

### *Studienberatung und Bildungspolitik*

Diese Hoffnung könnte vor dem Hintergrund der aktuellen Bildungspolitik jedoch trügerisch sein. Die Hochschule ist kein isoliertes System, das unabhängig von den übrigen gesellschaftlichen und bildungspolitischen Gegebenheiten reformiert und stabilisiert werden kann. In der Studienberatung tritt dieses Dilemma besonders zutage: Die Beratung muß auf die gesellschaftlichen Gegebenheiten wie Berufsangebot, Laufbahnsystem, Dreistufigkeit der Ausbildung und fehlende Einrichtungen in der beruflichen und der Erwachsenenbildung Rücksicht nehmen. Die Empfehlung von idealen Ausbildungsgängen und der bestmöglichen Organisation dieser Ausbildung hilft den Ratsuchenden in der Regel nicht, wenn sie nicht in die vorhandenen Berufsfelder einmündet oder die Eingliederung in das bestehende System erschwert. Eine Studienberatung, der es gelingen würde, die Eingliederung aller Studierwilligen unter Berücksichtigung der individuellen Interessen und Ansprüche in die Hochschule zu ermöglichen, würde die heute noch bestehenden Schwierigkeiten zum großen Teil an das andere Ende des Studiums verlegen. Eine Reform der Hochschule wird nicht möglich sein ohne eine Reform des Bildungswesens. Die Tatsache, daß die Kultusbehörden es verstanden haben, die Hochschulen als Sündenböcke ihres bildungspolitischen Versagens hinzustellen, darf nicht zu der Annahme verleiten, daß die Neuordnung der Hochschulen als isolierte

Maßnahme in der Lage sein wird, die im Zusammenhang mit der Ausbildung sowie der Berufswahl und -ausübung auftretenden Probleme zu lösen. Solange unser dreistufig aufgebautes Bildungswesen die Berufsbildung von der Allgemeinbildung trennt, die Zeugnisse mit einem Berechtigungswesen verkoppelt, das die Klassenstruktur der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts zementiert und seinen Ausdruck im starren Laufbahnsystem des öffentlichen Dienstes findet und die Erwachsenenbildung vernachlässigt, solange dieses Berechtigungswesen und die fehlenden Ausbildungsalternativen den Besuch der Hochschule geradezu erzwingen, solange der innere Zusammenhang des gesamten Bildungswesens nicht überdacht wird, wird auch die Hochschule nicht reformierbar sein. Die Hochschulen sind ebenso wie Schüler und Studenten Betroffene dieser Misere der Bildungspolitik. Sie können das Ihre tun, um ihre Verhältnisse zu ordnen und transparent zu machen, um eine Diskussion über die Ziele der Bildungspolitik anzusetzen, um die öffentliche Aufmerksamkeit von den Notmaßnahmen der Universitäten hinzuführen auf die fehlende Bildungsplanung und unzureichende Finanzierung und die daraus resultierende Chancengleichheit. Die Zukunft des Bildungswesens wird sich ebenso wie die Zukunft der Hochschulen nicht durch hochschulinterne Systemtherapie beeinflussen lassen. Sie hängt, wie *G. Picht* ausführt, von der Gesamtentwicklung unseres Bildungssystems ab und wird das Ergebnis von politischen Entscheidungen sein müssen. Politische Grundentscheidungen haben die gegenwärtige Situation der Hochschule verursacht; nur durch politische Grundentscheidungen können sie verbessert werden.

Klaus Kübel

## Zwischenbemerkungen zum Universitätsgesetz

Vor etwa 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahren, im Mai 1970 verabschiedete der Hessische Landtag nach heftiger Debatte ein neues Hochschulgesetz sowie ein neues Universitätsgesetz und löste damit das erst vier Jahre alte Hochschulgesetz von 1966 ab. Das Universitätsgesetz war heftig umstritten. Die SPD konnte es dank ihrer absoluten Mehrheit gegen die Stimmen der anderen Parteien durchsetzen. An den Universitäten führte es zu zahlreichen Protestaktionen. Nunmehr steht die Novellierung des Universitätsgesetzes an. Einmal zwingt dazu das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 29. 5. 1973. Sodann entspricht die Novellierung einer Koalitionsvereinbarung, auf deren Einhaltung die F.D.P. dringen muß, da die Novellierung des Universitätsgesetzes eines der Wahlversprechen dieser Partei von 1970 war. So ist zu erwarten, daß bis zum Ablauf der Legislaturperiode des Hessischen Landtages (Herbst 1974) eine erste Novellierung des Universitätsgesetzes tatsächlich erfolgt. Die nachfolgenden Bemerkungen versuchen nicht, Bilanz zu ziehen, um Bewährung oder Nichtbewährung des Universitätsgesetzes festzustellen. Diese Zeilen verstehen sich als kritischer Beitrag, der zugleich gelegentlich bewußt provozieren will. Damit sollen freilich keineswegs die Regelungen des Universitätsgesetzes grundsätzlich in Frage gestellt werden. Allzuhäufig ist die Kritik an dem Bild einer heilen Universität orientiert, die nie so »heil« war und heute schon von ihren unterschiedlichen Funktionsbedingungen her gar nicht unsere Universität sein kann. Nur eine Zahl mag es verdeutlichen: Die Studentenzahl der Justus Liebig-Universität hat sich seit 1964 verdreifacht. Es wäre ein Irrglaube, wenn man annehmen wollte, derartige Änderungen könnten ohne nachhaltige Folgen für die Struktur bleiben.

Ursache für die rasche Ablösung des 1966 erlassenen Hochschulgesetzes durch das Hochschulgesetz von 1970 und das Universitätsgesetz von 1970 war, daß die hessischen Universitäten nur zum Teil vermochten, das Gesetz von 1966 aus eigener Kraft zu verwirklichen. Die Begründung des Universitätsgesetz-Entwurfes formuliert es deutlich: Durch den Zerfall in partikulare Interessen seien die Universitäten nicht in der Lage, die zentralen Entscheidungen über ihre Organisation selbst zu treffen. Heute kann festgestellt werden, daß die Universität Gießen die einzige Universität war, die auf der Grundlage des Hochschulgesetzes 1966 zu einer rechtsgültigen Satzung gekommen ist. Die anderen hessischen Universitäten vermochten entweder überhaupt nicht eine

Satzung zu verabschieden, oder die Satzungen enthielten erhebliche Rechtsmängel, die später zur Feststellung der Unwirksamkeit führten.

Das Universitätsgesetz geht zur Frage der Selbstverwaltungsfähigkeit der Universitäten davon aus,

- daß die Universitäten nicht in der Lage sind, zentrale Fragen ihrer Selbstorganisation (Struktur und Paritäten der Organe) selbst zu entscheiden,
- daß sie jedoch, werden diese Entscheidungen unmittelbar durch Gesetz getroffen, durchaus in der Lage sind, in stärkerem Umfange als zuvor Verantwortung für Universitätsangelegenheiten wahrzunehmen.

Beide Thesen haben sich bislang als grundsätzlich richtig erwiesen.

Indem der Gesetzgeber Aufgabenstellung und Paritäten der Entscheidungsorgane der Universität unmittelbar selbst regelte, waren die Universitäten nach Durchführung der erforderlichen Wahlen in der Lage, alsbald arbeitsfähige Gremien zu bilden, die die zugewiesenen Aufgaben wahrnehmen konnten. Die zuvor vielfach notwendigen Bestellungen von Amtsträgern im Wege der Rechtsaufsicht waren kaum noch erforderlich.

Die seitherige Entwicklung im Bereich der Satzungsgebung bestätigt die grundsätzliche Einschätzung über die Unfähigkeit der Universität, selbst wesentliche Organisationsentscheidungen zu treffen. Zwar sind in Marburg und Gießen jeweils im Juli 1972 Universitätssatzungen auf der Grundlage des Universitätsgesetzes von 1970 durch den dafür zuständigen Konvent — und zwar jeweils mit hohen Mehrheiten (in Marburg war allerdings die Mehrheitsgruppe der Professoren im Konvent nicht vertreten — verabschiedet worden, genehmigt ist jedoch fast 1½ Jahre danach noch keine dieser Satzungen. An der Universität Frankfurt sind die Satzungsberatungen noch nicht abgeschlossen. An der Technischen Hochschule Darmstadt wurden Satzungsberatungen erst gar nicht aufgenommen. Daß es in Marburg und Gießen überhaupt möglich war, jeweils eine Satzung zu verabschieden, lag wesentlich daran, daß der Gestaltungsspielraum, der durch die Satzung auszufüllen war, relativ eng begrenzt ist.

Wo das Gesetz solche Spielräume vorgesehen hat (z. B. bei der Frage der Untergliederung der Fachbereiche), hat dies z. T. zu Regelungen in den Satzungen geführt, die das Kultusministerium nicht für rechtens hält, weil der Satzungsgeber zumindest nach der Auffassung des Kultusministers diesen Spielraum überschreitet. An anderen Stellen sind, bei den einzelnen Universitäten in unterschiedlichem Umfange, Regelungen vorgesehen worden, für die das Gesetz weitergehende Bindungen enthält, als dies den Auffassungen der beschließenden Konvente entspricht.

Für die Universität Gießen haben diese Kontroversen dazu geführt, daß der Kultusminister Anfang 1973 sich in einem 18seitigen Erlaß zu dem Gießener

Satzungsentwurf äußerte und mit zum Teil eingehender Begründung für eine Reihe von vorgesehenen Regelungen darlegte, daß sie mit dem Gesetz im Widerspruch ständen. Ein Teil der Meinungsverschiedenheiten konnte durch die anschließende Beratung und Beschlußfassung des Konvents ausgeräumt werden. An einer Reihe von hochschulpolitisch brisanten Punkten blieben die Fronten jedoch starr. Dies erscheint letztlich signifikant und charakteristisch für die Fähigkeit zur Satzungsgebung der Universitäten. Insbesondere bei Regelungen, die den Umfang der Mitbestimmung der einzelnen Gruppen betrafen, war im Konvent keine Bereitschaft zum Nachgeben vorhanden. Der Zwang, Kompromisse auszuhandeln und die Notwendigkeit, auch später mit den verschiedenen Gruppen und Gruppierungen in anderen Angelegenheiten koalieren zu müssen, führt dazu, daß das rechtlich Machbare nicht immer unbedingt der Maßstab für politische Kompromisse ist (»der Kultusminister soll erst einmal erklären, daß dies tatsächlich rechtswidrig ist«). Sind diese Kompromisse gefunden, kann später davon nicht abgerückt werden, ohne daß man selbst als mitbestimmungsfeindlich oder kooperationsfeindlich gilt.

Diese Beobachtungen über die Schwierigkeiten der Konsensfindung im Rahmen des rechtlich Möglichen betreffen übrigens nicht nur die Universität Gießen und die hessischen Universitäten. Die Fähigkeiten der Universitäten, mit qualifizierter Mehrheit Satzungen zu beschließen, ist ausgesprochen gering, wenn nicht die wesentlichen Entscheidungen bereits durch Gesetz getroffen sind. Verwiesen sei etwa auf die nordrhein-westfälischen Universitäten, insbesondere auch auf die mit viel Einsatz durchgeführten Satzungsberatungen an der Universität Bonn. Dort scheiterte der Satzungsentwurf schließlich an der Paritätenfrage bei der Schlußabstimmung, nachdem sowohl Satzungsausschuß wie Satzungskonvent, jeweils ca. 30 Sitzungen abgehalten hatten.

Alles spricht dafür, daß die hessischen Universitäten erst dann mit dem Kultusminister zu einer Einigung über ihre Satzungen gelangen, wenn durch die Novellierung des Universitätsgesetzes die zentralen strittigen Punkte (im Zweifel in wesentlichen Teilen im Sinne des Kultusministers) entschieden sind. Die zweite oben skizzierte Erwartung des Universitätsgesetzgebers hat sich freilich auch bestätigt: Die Universitäten sind durchaus in der Lage, verantwortlich und mit vernünftigen Ergebnissen die ihnen zusätzlich übertragene Verantwortung sinnvoll wahrzunehmen. Die Verstärkung der Universitätsverwaltung hat es mit sich gebracht, daß die Entscheidungen in erheblich stärkerem Umfange als bislang in ein planerisches Gesamtkonzept eingegliedert sind. Die Mittelzuweisung global an die Universitäten hat, soweit bekannt geworden, zu keinen Mißständen geführt. Soweit Mittelverteilung innerhalb der Fachbereiche Anlaß zur kritischen Beurteilung war, vermag der Universitätspräsident die notwendigen Korrekturen mit Hilfe der ihm gesetzlich gegebenen Möglichkeiten herbeizuführen.

Das Universitätsgesetz hat die Struktur der zentralen Organe nachhaltig umgestaltet. Die Leitung der Universität wurde einem auf acht Jahre gewählten Präsidenten übertragen. Damit wurde das zuvor überall in Hessen geltende Rektorats- bzw. Direktoriumsprinzip abgelöst. Die größere Kontinuität in der Leitung der Universitätsspitze war mit der Ausweitung der Universitäten ein dringendes Erfordernis und hat sich voll bewährt. Der Große Senat, in dem noch die Ordinarien ein besonderes Gewicht hatten, zu denen dann die Vertreter der anderen Hochschullehrergruppen und der übrigen Universitätsgruppen hinzutraten, wurde durch den Konvent abgelöst. Ihm gehören 30 Professoren, 30 Studenten und je zehn Dozenten, wissenschaftliche Bedienstete und weitere Bedienstete an. Die Umgestaltung des Großen Senats als oberstes Kollegialorgan war ein zwingendes Erfordernis. Er war in seiner Größe nicht mehr arbeitsfähig. Kritische Bemerkungen zur heutigen Stellung des Konvents folgen weiter unten.

An die Stelle des Verwaltungsrates ist der grundsätzlich vergleichbar zusammengesetzte Ständige Ausschuß für Haushaltsfragen und den Hochschulentwicklungsplan getreten. Die Aufgaben des akademischen Senates sind auf mehrere andere Organe übergegangen. Der neue Senat (ihm gehören der Vizepräsident, 25 Dekane bzw. Prodekane und 12 Gruppenvertreter an) hat die Koordination der Fachbereiche in akademischen Fragen sowie die Stellungnahme von Vorschlägen der Fachbereiche für die Berufung von Professoren als Aufgabe behalten. Die übrigen Aufgaben sind auf drei Ständige Ausschüsse übergegangen. Die an dieser Aufgliederung bei Erlaß des Gesetzes geäußerte Kritik hat sich in weiten Teilen als unbegründet erwiesen. Die Leitung der Universitäten durch Präsidenten hat sie in die Lage versetzt, grundsätzlich den Anforderungen, die sie durch die gewaltige Ausweitung ergeben sowie den vermehrten Befugnissen als Folge der Universitätsgesetzgebung (Einheitsverwaltung, Verlagerung von Zuständigkeiten vom Land auf die Universität) gewachsen zu sein. Die gleichzeitige Ausstattung der Universitätsverwaltungen mit zusätzlichen Verwaltungskräften, insbesondere auch des höheren Dienstes, hat ermöglicht, die Entscheidungen der zentralen Organe sorgfältig vorzubereiten. Die befürchtete Zersplitterung in den Entscheidungen durch die Vielzahl der zentralen Organe ist nicht eingetreten. All dies legt zunächst eine recht positive Beurteilung nahe. Eine nähere Analyse deckt jedoch erhebliche Mängel auf.

Daß die beschriebene Aufgliederung der Funktionen des früheren Senates auf verschiedene Ausschüsse mit den dabei nicht zu vermeidenden Zuständigkeitsüberlagerungen nicht zu divergierenden Entscheidungen innerhalb dieser Gremien geführt hat, obwohl dies auch gerade aufgrund der unterschiedlichen Paritätsschlüssel durchaus denkbar wäre, hängt sicherlich zu einem erheblichen Teil damit zusammen, daß die Ausschüsse jeweils vom Präsidenten geleitet werden. Er hat bestimmenden Einfluß; er ist zudem von der gleichen

Konventsmehrheit gewählt, die die Ständigen Ausschüsse bei den ersten Wahlen 1971 wie auch bei den zweiten Wahlen 1973 mehrheitlich beschiedt hat. Dies hat Konflikte bislang weitgehend verhindert.

Dieses System gibt jedoch zugleich unter folgenden Gesichtspunkten zu erheblichen Bedenken Anlaß: Hebt man den Gesichtspunkt der *Selbstverwaltung* der Universität und zwar durch ihre Mitglieder hervor, so ist die starke Verteilung der Aufgabenstellung im Hinblick auf eine wirksame Kontrolle eines nicht kontrollbereiten Präsidenten ausgesprochen problematisch. Die Verteilung der Zuständigkeiten auf die einzelnen Ständigen Ausschüsse wie auf den Senat ist zwar im Kernbereich eindeutig, läßt jedoch in nicht unwesentlichen Grenzbereichen erheblichen Interpretationsspielraum. Ein Vergleich zwischen den hessischen Universitäten zeigt auch, daß die Zuständigkeit für die Behandlung einzelner Materien durchaus unterschiedlich beurteilt wird, ohne daß dabei die eine oder die andere Auffassung als eindeutig richtig oder falsch bezeichnet werden könnte. So ist durch das Gesetz ein — bislang nicht feststellbarer — Mißbrauch nicht ausgeschlossen. Ein Präsident, der es darauf anlegt, kann durchaus durch die breitere Zuweisung von Materien an ein ihm genehmes Gremium auf die Entscheidungsbildung erheblichen Einfluß nehmen.

Hinzu kommt, daß es dem einzelnen Ausschußmitglied zunehmend schwerer fallen muß, den Stellenwert der zu treffenden Entscheidungen in vollem Umfang richtig einzuordnen und nicht nur den partiellen Entscheidungsgehalt zu erkennen. Welche künftigen Entscheidungen durch eine bestimmte Konstellation präjudiziert werden, vermag das Ausschußmitglied vielfach kaum zu übersehen. Das Übergewicht des Präsidenten dadurch, daß er Verwaltung der Universität berufsmäßig betreibt, gegenüber dem ehrenamtlichen Ausschußmitglied, das primär seine Aufgaben in der Forschung, der Lehre, der Dienstleistung bzw. dem Studium hat, wird noch dadurch gestärkt, daß es zunächst nur die Entscheidungen aus seinem Ausschuß sieht. Das damit angesprochene Informationsdefizit könnte bei einem Präsidenten ohne Kontrollbereitschaft durch gezielten Informationsaustausch zwischen den Mitgliedern der einzelnen Ausschüsse (und des Senates) zum Teil abgebaut werden, überfordert langfristig jedoch wohl ein ehrenamtliches Mitglied der Selbstverwaltung. Ist der Präsident nicht bereit, sich in vollem Umfang kontrollieren zu lassen und entsprechend umfassende Informationen allen Ausschußmitgliedern zur Verfügung zu stellen, so kann die Mitwirkung in den Ausschüssen unter dem Motto eines »divide et impera« leicht zur Akklamationsfunktion herabsinken. Ein echtes Mittragen und Mitverantwortung für eine Entscheidung ist dann kaum möglich.

Eine mögliche und nach den gemachten Erfahrungen durchaus reale Alternative scheint die Praxis im Fachbereich Humanmedizin zu sein. Die Entscheidungsverantwortung liegt dort eindeutig beim Fachbereichsrat. Dort bereiten die vier Ausschüsse (Lehr- und Studienangelegenheiten, Forschung, Personal,

Haushalt) die Angelegenheit auf jeweils ihrem Aufgabengebiet vor, informieren die Fachbereichsratsmitglieder durch ausführliche Protokolle über die Beratungen und die gefaßten Beschlüsse. Diese werden dann im Regelfall mittels Protokollverabschiedung durch den Fachbereichsrat genehmigt. Er hat jedoch die Möglichkeit, Angelegenheiten zurückzuweisen oder Entscheidungen abzuändern. Dadurch wird einerseits die notwendige Entlastung des entscheidenden Organs herbeigeführt, andererseits bleibt seine zentrale Verantwortung gewährleistet. Entsprechend ließe sich auf Universitätsebene die Bildung eines Hauptausschusses denken, dem die bisherigen Ständigen Ausschüsse zuarbeiten. Bei paralleler Besetzung wäre durchaus zu erwarten, daß die notwendige Entlastungsfunktion durch die vorbereitenden Arbeiten eintritt. Zugleich wäre dann aber für die Mitglieder des Hauptausschusses grundsätzlich die Gewähr gegeben, eine Übersicht zu behalten, über das, was an wichtigen Entscheidungen in der Universität getroffen wird. Zugleich ist auf dieser Basis auch prinzipiell die Kontrolle jedes Präsidenten möglich, ohne daß es dabei von der Kontrollbereitschaft des zu Kontrollierenden abhängt.

Diese Bemerkungen sind auf dem Hintergrund Berliner Erfahrungen formuliert. Bisher sind sie für Hessen nicht aktuell. Die gesetzliche Konstruktion ist aber durchaus in der Richtung offen, daß erhebliche Mißbräuche möglich sind. Für die grundsätzliche Beurteilung des Stands der Universitätsreform spielt z. T. der *Konvent* eine maßgebliche Rolle. Durch ihn werden alle 8 Jahre der Präsident, alle 2 Jahre der Vizepräsident sowie die Mitglieder der Ständigen Ausschüsse gewählt. Damit sind seine Entscheidungsbefugnisse weitgehend beschrieben. Ferner berät der Konvent den jährlichen Rechenschaftsbericht des Präsidenten. Schließlich kann der Konvent zu hochschulpolitischen Grundsatzfragen und Fragen der Hochschulreform Stellung nehmen; die Ausübung dieser Zuständigkeit wird auf Dauer das Gebiet des Konvents entscheidend prägen.

Diese Konzeption ist wenig überzeugend. Der Begriff hochschulpolitische Grundsatzfragen ist so unpräzise, daß praktisch zur Grundsatzfrage alles werden kann, was der Konvent für bedeutsam hält. Befugnisse ohne Entscheidungsmöglichkeit müssen zudem zur ständigen Frustration sowie zu dem Versuch führen, das vom Gesetz gewollte Gewicht zu vergrößern und sei es dadurch, daß versucht wird, auf die bewußt anders zusammengesetzten Ständigen Ausschüsse politischen Druck auszuüben. Hochschulpolitisch besonders bedenklich erscheint, daß in erheblichem Umfange hochschulreformerische Kräfte gebunden sind, die woanders dringend benötigt würden. Was an den Universitäten an Stunden und Tagen mit nur geringem Nutzen von Kräften, die zur Mitarbeit an der Hochschulreform bereit und in der Lage sind, »versessen« worden ist, muß Anlaß zu Bedenken sein. Darin ist vielleicht eine der Ursachen zu sehen, daß die praktische Reformarbeit an den hessischen Univer-

sitäten im Grunde unbefriedigend ist. Ein Organ, in dem die erwähnten Beratungszuständigkeiten mit der Sachentscheidungsbefugnis zusammenfällt, erscheint überzeugender. Bei einer Konzentration der Entscheidungsbefugnisse in einem Hauptausschuß etwa könnte dieser auch das richtige Forum für solche Diskussionen sein. Zugleich bestände die Aussicht, daß die Mitglieder einer derartigen Aufgabenstellung gewachsen sind.

An der durch das Universitätsgesetz bewirkten *Personalstrukturreform* ist oftmals von Gegnern der Gesetzgebung massive Kritik geübt worden. Zum Tatsächlichen zunächst: Für Gießen bedeutete sie, daß alle Habilitierten zu Professoren wurden und daß ferner knapp 70 wissenschaftliche Mitarbeiter die Professorenurkunde erhielten, während ca. 110 Mitarbeiter seitdem als Dozenten tätig sind.

Zur sachlichen Würdigung: Sicherlich hat die Personalstrukturumwandlung *keine* Verschlechterung der Qualität des Lehrangebots mit sich gebracht. Wer durch die Reform Hochschullehrer wurde, hatte ganz überwiegend nahezu in gleichem Umfange schon vorher an der Sicherstellung des Lehrangebotes mitgewirkt. Auch die häufige Bemerkung, durch die Umwandlung seien langfristig Hochschullehrerstellen blockiert worden, ist oberflächlich und verkennt die tatsächlichen Gegebenheiten. Die meisten der zu Professoren ernannten früheren wissenschaftlichen Mitarbeiter waren auch schon bislang Lebenszeitbeamte. In all diesen Fällen wurden also nicht Stellen neu blockiert. Die Dozenten dagegen sind Widerrufsbeamte. Haben sie nicht innerhalb von 6 Jahren einen Ruf auf eine Professorenstelle erhalten, werden sie entlassen. Insofern ist eine stärkere Fluktuation gewährleistet, als das bislang der Fall war. So bleibt nur der relativ kleine Kreis von Assistenten, die zu Professoren ernannt wurden. Kritisch anknüpfen läßt sich allenfalls bei der Frage des wissenschaftlichen Standards. Hier sind allerdings gewisse Unterschiede vorhanden — insoweit handelt es sich jedoch überwiegend um das Problem weniger Fachbereiche. Eine Diskreditierung der Gesamttaktion erscheint durchaus verfehlt.

Fraglich bleibt, ob sich das Prinzip »wer lehrt, ist Hochschullehrer«, als Leitsatz der Personalstrukturreform des Universitätsgesetzes und jetzt des Hochschulrahmengesetzes voll wird durchhalten lassen. Bislang sind insbesondere in den Fachbereichen, die die Grundausbildung der Lehrerstudenten durchzuführen haben, nahezu alle wissenschaftlichen Bediensteten auch in der Lehre eingespannt. Es fällt schwer zu glauben, daß in absehbarer Zeit der Lehrbedarf in diesen Fachbereichen auch nur in etwa durch Hochschullehrer abgedeckt werden kann. Hinzu kommt, daß es zweifelhaft erscheint, ob jene Wissenschaftler, die die hohe vom Hochschulrahmengesetz jetzt für Hochschullehrer verlangte Qualifikation haben und die daher vielfach primär wissenschaftlich interessiert sein werden, die geeigneten Lehrer für die große Zahl jener Studenten sind, die nur in Grundkenntnisse eingeführt werden sollen. Hier ist

primär didaktisches, nicht wissenschaftliches Engagement verlangt. So spricht manches dafür, daß das ursprünglich – in Anlehnung an Vorstellungen der Bundesassistentenkonferenz – sehr strikt konzipierte Personalstrukturmodell erheblich aufgeweicht werden muß.

Eine weitere wichtige Entscheidung des Universitätsgesetzes war die Ablösung der früheren Fakultäten (sechs sowie die ehemalige AfE) durch insgesamt 23 *Fachbereiche*. Die Aufgliederung war unterschiedlich stark. Aus drei Fakultäten wurden vier Fachbereiche, aus den übrigen Einheiten die weiteren 19 Fachbereiche. Inzwischen ist erkannt, daß die Aufteilung zu großzügig erfolgte; Zusammenlegungen stehen bevor. Unverkennbar ist nämlich die Tendenz in einer Vielzahl von Fachbereichen zur Isolierung und Abscheidung statt zur interdisziplinären Zusammenarbeit. Die größere Nähe zum Entscheidungsgegenstand bringt zudem z. T. mit sich, daß die Versuchung ausgesprochen groß ist, unbequeme bzw. unangenehme Entscheidungen möglichst zu umgehen bzw. den bequemeren Weg zu wählen. Es erscheint nicht zufällig, daß in den letzten Jahren kontroverse Habilitationsentscheidungen vornehmlich in den Fachbereichen Veterinärmedizin und Humanmedizin getroffen worden sind (die beiden mit Abstand größten Fachbereiche, die unverändert aus den alten Fakultäten hervorgegangen sind). Es fragt sich, ob in den anderen Fällen Rücksichten vieler Art zu groß waren, um hier Kontroversen zum Austrag zu bringen.

Zwei Aspekte des Problemkreises *Gruppenuniversität* seien angesprochen:

Die Paritäten spielen eine zentrale Rolle in den Diskussionen zur Hochschulgesetzgebung und sind auch jetzt bei der Diskussion zum Hochschulrahmengesetz von großem Gewicht. Es sollte jedoch nicht verkannt werden, daß die Frage der Beteiligungsverhältnisse nur *ein* Faktor für das Geschehen in den Universitätsgremien ist. Was in einem Gremium geschieht oder was nicht geschieht, hängt auch ganz maßgeblich von anderen Umständen ab, insbesondere von der Bereitschaft und der Fähigkeit der Hochschullehrer, die ihnen zugewiesene Verantwortung wahrzunehmen. Unterschiedliche Entwicklungen in den Fachbereichen sind zum wesentlichen Teil durch den unterschiedlichen Umfang der Bereitschaft zur Wahrnehmung dieser Verantwortung verursacht. Wo Hochschullehrer sich nicht sachlich mit Begehren anderer Gruppen auseinandersetzen, sondern primär danach trachten, wie sie durch (vermeintlich) geschicktes Taktieren ihre Erbhöfe aufrecht erhalten oder aus Mangel an Courage Auseinandersetzungen aus dem Wege gehen und deshalb ohne eigene Überzeugung an sie gestellten Forderungen nachgeben, ist unabhängig von den Paritäten kaum eine verantwortlich zu nennende Politik durchzuführen. Wo dagegen Hochschullehrer couragiert und engagiert sich den Problemen stellen und sachlich überzeugende Lösungen angestrebt werden, ist es auch bei äußerst widrigen Bedingungen möglich, Entscheidungen zu treffen, die dem Lehr- und Forschungsauftrag der Universität gerecht werden. Die Richtigkeit

dieser These läßt sich aus der Erfahrung an der Justus-Liebig-Universität belegen. Eine andere Frage ist es allerdings, inwieweit das von Hochschullehrern unter solchen Umständen geforderte Engagement auf Dauer von diesen durchzuhalten ist.

Das im Universitätsgesetz durchgängig verankerte Prinzip, daß Wahlen nach dem Grundsatz der Verhältniswahlen abzuwickeln sind, gewährleistet wahltechnisch allgemein die angemessene Vertretung von Minderheiten. Wo das Universitätsgesetz Lücken ließ (bei den Wahlen zu den Ständigen Ausschüssen) sind diese in Gießen (im Gegensatz vor allem zu Marburg) gleichfalls im Sinne des oben genannten Prinzips ausgefüllt worden. Dadurch ist gewährleistet, daß Minderheiten an den Entscheidungsprozessen voll beteiligt sind.

Diese wahltechnisch gegebene volle Chancengleichheit für alle Gruppierungen kann eine faktische Ungleichheit jedoch nicht ausräumen. Sie ist vor allem in der Gruppe der Studenten von Bedeutung. Das Mitbestimmungsmodell begünstigt Gruppierungen mit stärker politisiertem Wissenschaftsverständnis. Die Bereitschaft zur Übernahme von Positionen in der Selbstverwaltung ist bei ihnen viel breiter vorhanden als bei jenen, die das Studium stärker funktional im Hinblick auf die künftige Berufstätigkeit sehen. Daraus sich ergebende Verschiebungen werden, je stärker die Möglichkeit zur Mitbestimmung den Reiz des Neuen verliert, zu Tage treten und zu einer Monopolisierung von Ämtern bei Linksradikalen führen. Daß kürzlich bei der Wahl eines (studentischen) Fachschaftsvorstandes (Ämter, die neben der studentischen Fachbereichskonferenzvertretung bestehen) nur drei Kandidatengruppen zur Wahl standen und es sich dabei um Mitglieder des Marxistischen Studentenbundes Spartakus, der Kommunistischen Studentenorganisation (KSO) und des Kommunistischen Studentenverbandes (KSV) handelte, beleuchtet diese Situation schlaglichtartig mit aller Deutlichkeit. Daraus zu ziehende Folgerung ist zumindest, daß klare, überschaubare Rechtsformen und eine Konzentration der Entscheidungen auf wenige Organe bestehen muß — sowohl zur Steigerung der Transparenz im Universitätsaufbau wie zum Abbau unnötiger Ämtervielfalt.

Hier soll zum Abschluß nicht versucht werden, eine Zusammenfassung des Beitrages zu geben. Das Bild ist zu differenziert. Festgehalten werden kann allerdings, daß die vielfach geäußerten Befürchtungen beim Erlaß des Universitätsgesetzes sich weitgehend nicht bestätigt haben. Die Ursachen dafür sind mannigfaltig. Eine ist sicherlich in der großen Einsatzbereitschaft einer beachtlichen Anzahl von Universitätsmitgliedern zu sehen. Anstatt der befürchteten Verschlechterung sind in verschiedenen Bereichen vielmehr eindeutig positiv zu bewertende Entwicklungen eingetreten. Allerdings — auf dem Gebiet der Studienreform, für das am stärksten eine Verbesserung erwartet worden ist, ist die Bilanz insgesamt gesehen eher mager. Ein Gesetz kann zwar einen institutionellen Rahmen für solche Reformarbeiten geben, für die praktische Arbeit ist freilich die Initiative einzelner ganz entscheidend.

# Die Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft

## Eine Analyse ihrer Sozialstruktur

(Ms). Die Tätigkeit der Gießener Hochschulgesellschaft ist durch Berichte in den Universitätsblättern und in der Presse weit bekannt geworden. Unklar blieb jedoch bisher, wer sich hinter dem Sammelbegriff »Gießener Hochschulgesellschaft« verbirgt, welchen Berufsgruppen z. B. die Freunde und Förderer der Universität angehören. Auch für die redaktionelle Arbeit erwies es sich als Nachteil, daß keine quantitativen Angaben über den Leserkreis der Universitätsblätter zur Verfügung standen.

Eine Durchsicht des Mitgliederverzeichnisses der Hochschulgesellschaft gibt einige interessante Aufschlüsse. Die dort enthaltene, statistisch verwertbare Information reichte immerhin aus, um die Mitglieder hinsichtlich ihrer beruflichen Tätigkeit zu gruppieren. Sichtbar wird ein sehr heterogenes Spektrum: Mitglieder der Hochschulgesellschaft arbeiten an der Universität, in Wirtschaft, Verwaltung und Justiz und üben ganz verschiedene Berufe aus. Ärzte sind ebenso vertreten wie Manager, Ingenieure, Landwirte oder Buchhändler. Dennoch zeichnen sich bestimmte Schwerpunkte ab:

— 516 Mitglieder, das sind 71 Prozent, haben ein Universitätsstudium absolviert; rund  $\frac{1}{10}$  davon sind Human- bzw. Veterinärmediziner. Professoren und Doktoren sind mit 190 und 204 Mitgliedern etwa gleich stark vertreten, der Anteil der Diplomierten liegt erheblich darunter.

— Die zweite große Gruppe besteht aus insgesamt 72 Firmen, Banken, Versicherungen und Verlagen. Dazu kommen 25 Personen, die — unabhängig von einem etwaigen akademischen Titel — als wirtschaftliche Führungskräfte eingeordnet wurden. Eine detaillierte Übersicht enthält die Tabelle auf der nächsten Seite.

Unter den 723 im Verzeichnis der Hochschulgesellschaft aufgeführten Adressen (Stand Juni 1973) befinden sich 24 Personen, die gleichzeitig Mitglieder oder Angehörige der Universität sind. Mehr als doppelt soviel (69 Prozent) kommen aus anderen Bereichen.

Frauen sind in der Gießener Hochschulgesellschaft heute noch eine Seltenheit. Sie stellen knapp 6 Prozent. Die weiblichen Mitglieder sind etwa zur Hälfte Professoren oder Doktoren, 20 gaben keinen Beruf an.

Die Übersicht sollte ein Anlaß sein, in den bereits vertretenen Berufen Freunde und Bekannte als neue Mitglieder zu werben, aber auch die bisher nur

## MITGLIEDSGRUPPEN DER GIEßENER HOCHSCHULGESELLSCHAFT

| Gruppe  | abs.       | Anzahl<br>% |
|---|------------|-------------|
| Professoren und Doktoren                                | 394        | 55          |
| Firmen (einschließlich Banken, Versicherungen, Verlage) | 72         | 10          |
| Wirtschaftliche Führungskräfte                          | 25         | 4           |
| Diplomierte   | 25         | 3           |
| Städte, Landkreise, Gemeinden                           | 22         | 3           |
| Verbände, Kammern, Vereine                              | 16         | 2           |
| Mitglieder von Regierung, Verwaltung und Justiz         | 14         | 2           |
| Mitglieder im Ausland                                   | 13         | 2           |
| Selbständige  | 9          | 1           |
| Personen im Schuldienst                                 | 6          | 1           |
| Sonstige  | 17         | 2           |
| Ohne Berufsangabe                                       | 61         | 8           |
| Mit unbekannter Adresse verzogen                        | 49         | 7           |
| <b>Total</b>  | <b>723</b> | <b>100</b>  |

schwach oder nicht vertretenen Gruppen anzusprechen, damit die Gießener Hochschulgesellschaft ihre wachsenden Aufgaben in Zukunft auf der Grundlage einer größeren Mitgliederzahl erfüllen kann.

# Fragen an den Leser

Die Redaktion der Gießener Universitätsblätter will in Zukunft Leserwünsche stärker berücksichtigen. Eine in diesem Heft veröffentlichte Analyse auf Grund des Mitgliederverzeichnisses der Gießener Hochschulgesellschaft gab dazu nicht genügend Anhaltspunkte. Sie zeigt lediglich, daß der Leserkreis der Universitätsblätter außerordentlich heterogen ist und die verschiedensten Berufe umfaßt.

Inhalt und Aufmachung der Hefte gefallen dem einen und ärgern den anderen; der eine vermißt dies, dem anderen ist von jenem zuviel. Die Redaktion möchte nicht länger die Sterne deuten, sondern versuchen, alles einmal genauer zu wissen.

Sie können dazu beitragen, wenn Sie diesen Fragebogen ausfüllen und an die Redaktion der Gießener Universitätsblätter, 63 Gießen, Ludwigstraße 28, zurücksenden.

Die Auswertung der Antworten wird in Heft 1/74 veröffentlicht.

| I. Wie stark sind Sie persönlich an Informationen aus den nachstehenden Bereichen interessiert? |                              | Thema interessiert mich . . . |       |      |       |
|---|------------------------------|-------------------------------|-------|------|-------|
|   |                              | stark                         | etwas | kaum | nicht |
| 1 Allgemeine Hochschulpolitik   |                              |                               |       |      |       |
| 2 Fragen von Lehre und Studium  |                              |                               |       |      |       |
| 3 Probleme der Forschung  |                              |                               |       |      |       |
| 4 Neue Universitätsstruktur   |                              |                               |       |      |       |
| 5 Hochschulplanung  |                              |                               |       |      |       |
| 6 Tätigkeit der Gießener Hochschulgesellschaft  |                              |                               |       |      |       |
| 7 Fachbereiche stellen sich vor   |                              |                               |       |      |       |
| Aus der wiss. Arbeit der Universität im Bereich   | 8 Geisteswissenschaften      |                               |       |      |       |
|   | 9 Rechtswissenschaft         |                               |       |      |       |
|   | 10 Wirtschaftswissenschaften |                               |       |      |       |
|   | 11 Naturwissenschaften       |                               |       |      |       |
|   | 12 Medizin                   |                               |       |      |       |
| 13 Allgemeine Universitätsgeschichte  |                              |                               |       |      |       |
| 14 Entwicklung einzelner Institute bzw. Betriebseinheiten                                       |                              |                               |       |      |       |
| 15 Bedeutende Gießener Wissenschaftler  |                              |                               |       |      |       |
| Sonstiges:  |                              |                               |       |      |       |

II. Welche Themen sollten Ihrer Meinung nach einmal behandelt werden?

---

---

---

III. Wieviel Zeit zum Lesen haben Sie für dieses Heft aufgewendet?

- Weniger als eine Stunde . . . . .
- Eine bis anderthalb Stunden . . . . .
- 2 bis zweieinhalb Stunden . . . . .
- Zweieinhalb bis 3 Stunden . . . . .
- 3 bis dreieinhalb Stunden . . . . .
- Dreieinhalb bis 4 Stunden . . . . .
- Mehr als 4 Stunden . . . . .

V. Statistische Angaben

Alter: . . . . . Jahre

Männlich

Weiblich

Sind Sie an der Justus Liebig-Universität beschäftigt?

Nein

Ja

Beruf: \_\_\_\_\_

IV. Kreuzen Sie bitte an, welche der nachstehenden Behauptungen Ihrem Eindruck von diesem Heft entsprechen!

- 1 Zuwenig Illustrationen . . . . .
- 2 Gut illustriert . . . . .
- 3 Zuviel Illustrationen . . . . .
- 4 Inhalt ist zu einseitig . . . . .
- 5 Themenangebot ist ausgewogen
- 6 Zu vielseitig, kein Zusammenhang zwischen Einzelthemen . . . . .
- 7 Ist interessant . . . . .
- 8 Ist langweilig . . . . .
- 9 Ist nur etwas für wissenschaftlich Vorgebildete . . .
- 10 Ist auch für wissenschaftliche Laien . . . . .
- 11 Ist überwiegend klar und verständlich geschrieben . . . . .
- 12 Ist zum Teil schwer verständlich geschrieben . . . . .
- 13 Beiträge sind zu lang . . . . .
- 14 Länge der Beiträge ist richtig . . .
- 15 Beiträge sind zu kurz . . . . .

VI. Falls Sie Anregungen oder Bemerkungen grundsätzlicher Art zu Inhalt und Gestaltung der Gießener Hochschulblätter haben, benutzen Sie bitte diesen Raum oder schreiben Sie uns Ihre Meinung in einem Brief, den Sie dem Fragebogen beilegen.

Bitte abtrennen und einsenden an:  
Redaktion Gießener Universitätsblätter  
63 Gießen  
Ludwigstraße 28

# **Berichte aus der Gießener Hochschul- gesellschaft für die Zeit vom 24. Juni 1972 bis 22. Juni 1973**

(Pr). Am 22. Juni 1973 fand in Schloß Rauischholzhausen die diesjährige Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft statt. Vorher kamen Vorstand und Verwaltungsrat zusammen. Wir geben im Folgenden Zusammenfassungen der Berichte und Beschlüsse.

## **Aus dem Bericht des Verwaltungsrates**

Erstattet von Dr. Karl von Winckler,  
Präsident des Verwaltungsrates

Um die Arbeit der Gesellschaft zu straffen, wurden im Geschäftsjahr gemeinsame Sitzungen eingeführt, an denen außer den Mitgliedern des Vorstandes der Gesellschaft auch der Delegierte des Verwaltungsrates, Herr Dr. Pflug, sowie der Präsident, der Vizepräsident und der Kanzler der Universität teilnahmen. In diesen Sitzungen wurden die laufenden Geschäfte und die Planungen der Gesellschaft besprochen.

Ende 1972 schied Professor Dr. Arthur Woll, Schriftführer im Vorstand der Gesellschaft und Schriftleiter der Gießener Universitätsblätter, aus. Er ging als Gründungsrektor der Gesamthochschule nach Siegen. Gemäß § 7 der Satzung wurde Professor Dr. Helge Pross als Nachfolgerin bestellt. Die Nummer 1/1973 der Gießener Universitätsblätter, das Liebig-Gedenkheft, erschien bereits unter ihrer Redaktion. Diese Ausgabe wurde in größerer Auflage gedruckt und fand eine weite Verbreitung.

1973 beendete der bisherige Vizepräsident der Justus Liebig-Universität, Professor Dr. Karl Alewell, seine Mitarbeit im Vorstand der Gesellschaft. An seine Stelle tritt der neue Vizepräsident, Professor Dr. Focko Weberling.

Die Mitgliederzahl der Gesellschaft hat sich trotz einer ganzen Reihe von Abgängen im Berichtsjahr auf der gleichen Höhe gehalten wie im Vorjahr. Insgesamt umfaßt die Gesellschaft heute 723 Mitglieder.

Um die Mitgliedschaft und auch das Spendenaufkommen zu vergrößern, wird ein Prospekt vorbereitet, der noch in diesem Jahr verschickt werden soll. Er geht den Mitgliedern zu mit der Bitte, im Bekanntenkreis neue Mitglieder zu gewinnen.

Im Kalenderjahr 1972 konnten die beiden großen Förderprojekte: die Inneneinrichtung des Gästehauses mit 84 880 DM, die schon auf der vorigen Haupt-

versammlung behandelt wurde, und die Anschaffung eines neuen Exkursionsbusses für die Universität mit 71 791 DM finanziell abgewickelt werden. Beide Leistungen sind für die Universität von großer Bedeutung. Durch das Gästehaus werden die internationalen Kontakte in Forschung und Lehre erleichtert. Der Exkursionsbus ist vor allem für die Lehre von Wichtigkeit.

Die beiden genannten Beträge deckten nicht die vollen Kosten. Herrn Neckermann und dem Vorstand der Daimler-Benz AG in Untertürkheim ist für ihre zusätzliche Hilfe herzlich zu danken.

Daneben wurden 21 Einzelprojekte mit insgesamt 15 073 DM gefördert. Aus zweckgebundenen Spenden konnten weitere 21 Vorhaben mit insgesamt 118 525 DM unterstützt werden. Drei weitere zweckgebundene Spenden mit 40 750 DM waren am 31. 12. 1972 noch nicht weitergeleitet, sind aber inzwischen vergeben. Diese regulären Leistungen liegen in der Summe etwas über dem Niveau des Vorjahres.

Es sind vor allem die genannten beiden großen Sonderleistungen, die die Mittel der Gesellschaft erheblich in Anspruch nahmen. Die laufenden Einnahmen aus Beiträgen und Zinsen reichen hierfür nicht voll aus, obwohl sie sich gegenüber 1971 um etwa 10 Prozent erhöhten. Daher mußten die Vermögensmittel in Anspruch genommen werden. Das Vermögen ist um rund 97 000 DM zurückgegangen. Der Verwaltungsrat hat beschlossen, diesen Rückgang wieder aufzuholen. Das wird ohne Reduzierung der regulären Leistungen der Gesellschaft möglich sein.

Neben dem bisherigen Förderungsprogramm, vor allem Beihilfen zu Kongreßreisen, Kolloquien und ähnlichen Veranstaltungen, hat der Verwaltungsrat für die Zukunft wieder größere Maßnahmen ins Auge gefaßt:

a) Die Schaffung der technischen Einrichtung für einen Druckereibetrieb in der Universitätsbibliothek im Wert von etwa 40 000 DM. Damit soll der Justus Liebig-Universität die an einigen anderen Hochschulen bereits bestehende Möglichkeit gegeben werden, eine wissenschaftliche Schriftenreihe herauszugeben. Sie wird vor allem solche Schriften enthalten, die nicht von Verlagen veröffentlicht werden können. In die Schriftenreihe sollen Arbeiten aus den verschiedensten Disziplinen aufgenommen werden.

b) Die bibliothekarische Aufarbeitung von Gießener Dissertationen aus dem 17. und dem 18. Jahrhundert. Die Mittel dafür sollen ebenfalls von der Hochschulgesellschaft zur Verfügung gestellt werden.

c) Schließlich will sich die Hochschulgesellschaft weiter um die Einrichtung eines Universitäts-Kindergartens bemühen. Die Gesellschaft kann zwar nicht den laufenden Betrieb eines solchen Kindergartens übernehmen. Da er aber dringend benötigt und vom Präsidenten der Universität immer wieder gefordert wird, ist die Gesellschaft bereit, zu seiner Errichtung beizutragen. Die

Beratungen über die Sicherung des ordnungsgemäßen Betriebs sind jedoch noch nicht abgeschlossen.

Der Bericht schloß mit dem Dank an alle Förderer der Hochschulgesellschaft und an die zahlreichen Spender. Sie haben es ermöglicht, daß viele Vorhaben verwirklicht werden konnten, für die keine anderen Mittel zur Verfügung standen.

## **Aus dem Geschäftsbericht des Vorstandes**

Erstattet von Professor Dr. Richard Kepp,  
Vorsitzender des Vorstandes

Vorstandssitzungen der Gießener Hochschulgesellschaft fanden am 11. 1. 1973 und am 7. 6. 1973 statt. Einige Fragen, die rasch erledigt werden mußten, konnten durch Umlaufverfahren geklärt werden.

Auch in dieser Berichtszeit ist die Gießener Hochschulgesellschaft ihren satzungsgemäß festgelegten Pflichten nachgekommen, die wissenschaftliche Forschung an der Justus Liebig-Universität im besonderen dort zu unterstützen, wo Mittel von anderer Seite nicht erhalten werden können oder nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung gestellt werden.

In der Entwicklung hat sich gegenüber den vorausgegangenen Jahren keine Veränderung ergeben. Nach wie vor reichen die Etatmittel der Universität oder die von anderen Seiten zur Verfügung gestellten Mittel nicht aus, um entsprechende wissenschaftliche Vorhaben zu fördern. Die fortschreitende Geldentwertung wirkt sich ebenfalls erschwerend auf die Arbeit der Universität aus. In mehreren Fällen wurde die Ausführung wissenschaftlicher Untersuchungen mit nicht unerheblichen Mitteln der Gießener Hochschulgesellschaft ermöglicht. In einigen wenigen Fällen mußten Anträge auf Förderung, die satzungsgemäß nicht zu den Aufgaben der Gesellschaft gehören, abgelehnt werden. Insgesamt glaubt der Vorstand zu der Feststellung berechtigt zu sein, daß die, wenn auch beschränkten, Mittel der Gesellschaft der Pflege der Wissenschaft an unserer Universität genützt haben.

## **Aus dem Bericht des Universitätspräsidenten**

Erstattet von Prof. Dr. Paul Meimberg  
vor der Gießener Hochschulgesellschaft

Wenig Hoffnung auf ausreichende Mittel für die Justus Liebig-Universität äußerte Prof. Dr. Paul Meimberg in der Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft am 22. Juni 1973: »Selbst wenn plötzlich ein Geldregen

käme, würden die Ausstattungsprobleme der Gießener Universität noch auf Jahre hinaus bestehen bleiben.« Der Präsident verband seinen Dank an die Gießener Hochschulgesellschaft, die in jüngster Zeit zahlreiche Vorhaben finanzierte, für die staatliche Zuwendungen an die Universität nicht ausreichen, mit einem Bericht über gegenwärtige Tendenzen in der Bildungspolitik.

Nach Ansicht von Prof. Meimberg würde es selbst bei einer Aufhebung des bestehenden Baustopps für die hessischen Universitäten und der Realisierung längst notwendiger Maßnahmen frühestens 1978 zu einer Entlastung kommen. Erst dann könnten die Gebäude fertiggestellt werden. Es gebe jedoch keine Anzeichen dafür, daß die finanziellen Restriktionen beseitigt würden. Folglich werde sich die Entwicklung der Universität in den nächsten Jahren in äußerst engen Grenzen vollziehen. Diese Tatsachen könne man nicht mit bewegten Klagen über die mangelnde Ausstattung der Hochschule bewältigen, so berechtigt die Kritik auch sei. Man müsse umdenken und die Ausstattungsfragen unter dem Aspekt einer sehr geringen Verbesserungsfähigkeit behandeln. Zu diesem Schluß komme man, wenn man einige Tendenzen der gesamten Bildungspolitik betrachte:

- Die Forderung, möglichst vielen eine Universitätsausbildung zu ermöglichen, mache langsam der Erkenntnis Platz, daß weder die Kapazität der Hochschulen noch die Aufnahmefähigkeit des Marktes für akademische Berufe in gleichem Maße steigen können.
- Um den Zustrom in die Hochschule zu vermindern, müßten die nichtakademischen Berufsgänge nach dem Abitur stärker ausgebaut und besser bekanntgemacht werden. Prof. Meimberg befürwortete in diesem Zusammenhang die Einführung einer Orientierungsphase im 13. Schuljahr, in der Schulabgänger durch intensive Berufsberatung und Tests ihre Eignung für ein Hochschulstudium oder einen anderen Beruf feststellen können. Versäumnisse auf diesem Gebiet tragen dazu bei, daß z. B. in Gießen etwa 20 Prozent der Studierenden das Studium abbrechen und rund 30 Prozent ihr Studienfach wechseln.
- Nicht zuletzt sei an den Hochschulen eine Studienreform erforderlich, damit mehr Studenten eine bessere Ausbildung erhalten können. Der Vergleich der von den Prüfungsordnungen vorgesehenen Studienzeit von 8 Semestern mit der durchschnittlichen Durchlaufzeit von 12 Semestern mache deutlich, welches Gewicht kürzeren, berufsbezogenen Studiengängen zukomme.
- Prof. Meimberg bedauerte, daß der pädagogisch wünschenswerte Unterricht in kleinen Gruppen nur in Ausnahmefällen die Vorlesung ersetzen wird: »Studienpläne müssen zukünftig stärker die finanziellen Möglichkeiten berücksichtigen und können nicht mehr allein nach didaktischen und pädagogischen Optima aufgestellt werden.«

Der Präsident wendete sich gegen die staatliche Verordnung neuer Studienpläne und Modellstudienordnungen und forderte, daß sich die Hochschulen, Bund und Land bei dieser Arbeit ergänzen.

Prof. Meimberg schloß seinen Bericht vor Mitgliedern der Gießener Hochschulgesellschaft mit dem Wunsch, daß die Studierenden an der Justus Liebig-Universität eine Ausbildung erhalten, die ihnen spätere Enttäuschungen im Beruf erspart. In der Forschung komme es darauf an, das internationale Ansehen dieser Universität trotz der steigenden Belastungen zu erhalten.

## **Beschlüsse**

### **Aus der gemeinsamen Sitzung von Vorstand und Verwaltungsrat am 22. Juni 1973**

Der Vorschlag, für einen Druckereibetrieb in der Universitätsbibliothek 40 000 DM und für die bibliothekarische Aufarbeitung von Gießener Dissertationen aus dem 17. und dem 18. Jahrhundert 4500 DM bereit zu stellen, wurde einstimmig angenommen. Für das zuletzt genannte Vorhaben hat Herr F. K. Flick bereits eine Sonderspende in Höhe der Hälfte des angeführten Betrags zugesagt. Eventuell erforderliche Ausführungsbeschlüsse wurden dem Vorstand der Hochschulgesellschaft übertragen.

### **Aus der Hauptversammlung am 22. Juni 1973**

Den Antrag auf Entlastung von Vorstand und Verwaltungsrat nahm die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft einstimmig an.

Die bisherigen Mitglieder des Verwaltungsrates wurden wieder gewählt, die bisherigen Mitglieder des Vorstands ebenfalls einstimmig bestätigt. Hinzu gewählt wurden Herr Siegfried (Wetzlar) und als Schriftführerin Frau Pross. Zu Rechnungsprüfern wählte die Hauptversammlung erneut die Herren Pflug und Rinn.

## Großes Bundesverdienstkreuz für Dr. Karl von Winckler



Am 25. Juni 1973 wurde Karl von Winckler, Vorsitzender des Vorstands der Buderus'schen Eisenwerke in Wetzlar, Ehrensator der Justus Liebig-Universität und Präsident des Verwaltungsrates der Gießener Hochschulgesellschaft das Große Bundesverdienstkreuz überreicht. In seiner Ansprache zu diesem Anlaß hob der Hessische Ministerpräsident Albert Osswald neben den wirtschaftlichen Leistungen von Wincklers auch dessen besonderes gesellschaftspolitisches Engagement hervor: »Sie haben der Öffentlichkeit durch Ihr Handeln vorgelebt, daß auch heute Unternehmer beruflichen Erfolg mit der Fürsorge für die Menschen und der Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwohl verbinden können.« Die Ehrung wurde von Winckler ebenso wie für seine Tätigkeit in der Wirtschaft für seine besonderen kulturellen Verdienste zuteil. Außer in der Gießener Hochschulgesellschaft wirkt Karl von Winckler als Mitglied des Landeskuratoriums Hessen des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft sowie in anderen kulturellen Institutionen. Viele Jahre lang widmete er einen großen Teil seiner Arbeitskraft der Förderung der Wissenschaften.

# GIESSENER HOCHSCHULGESELLSCHAFT e.V.

(Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen)

## Bilanz zum 31. Dezember 1972

| AKTIVA                    | DM                | PASSIVA                   | DM                |
|---------------------------|-------------------|---------------------------|-------------------|
| 1. Kassenbestand          | 32,26             | 1. Zweckgebundene Spenden | 40 750,000        |
| 2. Bankguthaben           | 230 267,20        | 2. Zweckgebundene Erträge | 5 652,61          |
| 3. Postscheckguthaben     | 11 273,83         | 3. Rechnungsabgrenzung    | 5 000,00          |
| 4. Wertpapiere            | 267 045,56        | 4. Vermögen               | 457 217,24        |
| 5. Konzertflügel          | 1,00              | (davon zweckgeb. Vermögen |                   |
| 6. Vermögen aus Treuhand- |                   | DM 50 000,00)             |                   |
| verwaltung DM 12 621,62   | —                 | 5. Verbindlichkeiten      |                   |
|                           |                   | aus Treuhandverwaltung    |                   |
|                           |                   | DM 12 621,62              |                   |
|                           | <u>508 619,85</u> |                           | <u>508 619,85</u> |

633 Wetzlar, den 30. März 1973

Engfer, Schatzmeister

## Gewinn- und Verlustrechnung 1972

| Aufwendungen               | DM                | Erträge               | DM                |
|----------------------------|-------------------|-----------------------|-------------------|
| 1. Zuwendungen             | 295 922,02        | 1. Mitgliedsbeiträge  | 35 176,51         |
| 2. Porti                   | 1 116,65          | 2. Spenden            | 149 025,00        |
| 3. Verwaltungskosten       | 1 514,93          | 3. Zinsen             | 34 386,12         |
| 4. Buchmäßiger Kursverlust | 15 791,41         | 4. Kursgewinn         | 3 374,66          |
| 5. Sonstige Kosten         | 8 572,49          | 5. Sonstige Einnahmen | 3 415,88          |
|                            |                   | 6. Fehlbetrag         | 97 539,33         |
|                            | <u>322 917,50</u> |                       | <u>322 917,50</u> |

### Prüfungsbestätigung

Die Buchführung ist als beweiskräftig anzusehen. Das Belegwesen ist geordnet. Erbetene Auskünfte wurden dem Prüfer bereitwillig erteilt. Formelle und materielle Kontrollen ergaben keinen Anlaß zu Beanstandungen.

Die Buchführung und der Jahresabschluß 1972 entsprechen den Grundsätzen des Handelsrechts und der ordentlichen Bilanzierung.

63 Gießen, den 16. April 1973

Rinn

Dr. Pflug

125

# Buchbesprechung

René König – Axel Schmalfuß

## Kulturanthropologie

Econ Verlag, Düsseldorf–Wien 1972, 293 S.

Kulturanthropologie wird auf dem Umschlag des vorliegenden Readers als „eine der erregendsten Wissenschaftsgebiete unserer Zeit“ und hier „erstmalig in ihrem breiten Spektrum dargestellt“ bezeichnet. An den deutschen Universitäten wird empirische Kulturanthropologie, um die es hier geht, einschließlich der Ethnologie, für die Kulturanthropologie „ein letztes Stadium der Synthese“ darstellt, „die von den Folgerungen der Ethnographie und Ethnologie ausgeht“ (Lévi-Strauss), kaum gelehrt. Sollte und müßte dieses Defizit überwunden werden?

René König bezeichnet in seiner Einleitung des vorliegenden Bandes „Über einige Grundfragen der empirischen Kulturanthropologie“ die „interkulturelle Kommunikation“ als das bedeutendste Problem für die neue Kulturanthropologie. Er ist sich in dieser Feststellung mit allen Kulturanthropologen einig, daß einerseits die international wirkenden Probleme unserer Gegenwart nicht mehr durch die Konzentration auf die je eigene Gesellschaft lösbar sind und andererseits die polit-ökonomischen Makroanalysen nicht genügen, um die kulturellen Aspekte differenter menschlichen Verhaltens zu analysieren und über die Vermittlung dieser Erkenntnisse die Entfaltung der interkulturellen Kommunikationskompetenz zu fördern – eine Kompetenz, die notwendig ist, zur Brechung eines naiven oder ideologischen Kulturzentrismus.

Die Forderung nach einer in diesem Sinne von kulturvergleichender Basis her argumentierenden Wissenschaft, und das gilt nicht nur für die „exotischen“ Vergleiche mit schriftlosen Kulturen, sondern ebenso im Rahmen einer Regional- und Subkulturforschung in den Industriegesellschaften, wird auch von der Rezensentin als Kulturanthropologin erhoben. Hier soll erörtert werden, inwieweit der Reader von König-Schmalfuß dieses Erkenntnisziel des Fachgebiets zu verdeutlichen mag.

König versucht in seiner Einleitung durch einen historischen Einblick in das Fach dessen „sprunghafte“ Entwicklung auf spezifische „existentielle Konstellationen“ zurückzuführen. Für die Gegenwart gelte: „Die Renaissance der empirischen Kulturanthropologie entspricht in der Tat einem neuerlichen Differentiationsprozeß des öffentlichen Bewußtseins, der die Anbetung allgemeiner Trends für die differentielle Betrachtung der zahllosen Untergruppen selbst in relativ kleinen Gesellschaften aufgegeben hat. Vorrangig denkt König an die Entwicklungsproblematik in der Dritten Welt, weiter aber auch an die zahlreichen „Untergruppen“ der eigenen Gesellschaft, deren „Werthaltungen durch die jeweils dominanten Wertsysteme ständig vergewaltigt“ werden.

Die Forderung nach einer „angewandten“ Kulturanthropologie wird gestellt, wobei die Anwendung allerdings weniger auf den Bereich des geplanten Kulturwandels einer Gesellschaft zielt als vielmehr auf die Bewußtseinsbildung über „mögliche“ Formen menschlichen Kulturverhaltens und die Wandlung der kulturzentrisch bewertenden Vorurteile.

Die Anlage des Bandes muß also unter dieser Prämisse betrachtet werden. Die Herausgeber gliedern den Band in zwei Teile: „Der Aufbau der Person“ und „Das Überleben in der Welt“. Daraus wird deutlich, daß das wesentliche Verdienst kulturanthropologischer Forschung im Rahmen der Sozialwissenschaften in der Herausarbeitung der Determinanten für die Entwicklung der sozialkulturellen Person gesehen wird.

Diese Perspektive bedingt eine Auseinandersetzung der Kulturanthropologie mit der vergleichenden Verhaltensforschung, um die kulturelle Variabilität des Erlernten und Lernbaren in ihrer Relation zu biologisch angelegtem Grundverhalten einerseits und den sog. transkulturellen Konstanten andererseits zu analysieren. Die drei Aufsätze von Edward Tylor „Die Kulturwissenschaft“ (1873), Walter Godschmidt „Die biologische Konstante“ (1959) und Clyde Kluckhohn-William H. Kelly „Das Konzept der Kultur“ (1945) bieten einen allgemeinen Einstieg in den angeschnittenen Problemkreis, der durch spezifische Themen ergänzt wird, wie Marcel Mauss „Die Techniken des Körpers“ (1950) und George Dumas

„Psychologie des Lächelns“ (1948). Für den Bereich der in den USA besonders intensiv betriebenen Kultur- und Persönlichkeitsforschung mit dem Linton'schen Konzept der „Basic Personality“, d. h. der Grundstrukturierung der Persönlichkeit im Verlauf ihrer Enkulturation, steht als empirischer Beitrag derjenige von Dorothea Leighton und Clyde Kluckhohn „Wie wird man zum Navajo: Die ersten sechs Lebensjahre“ (1948).

Ergänzt wird dieser Beitrag durch die generalisierende Darstellung des Enkulturationsaspekts von Dieter Claessens, die gleichzeitig die transkulturelle Dimension einer Theorie der „kulturellen Rolle“ eröffnet und für die Überprüfung in je spezifischen Kulturen verfügbar macht.

Im zweiten Teil des Bandes soll nach der Intention der Herausgeber gezeigt werden, wie „die bereits sozialkulturell geformte Person in die Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten des ‚äußeren Systems‘, also der physisch-materiellen und sozialen Umwelt eintritt. Darum hat dieser Teil einen überwiegend wirtschafts-ethnologischen Aspekt.“ War die Auswahl im ersten Teil bereits schwierig, so macht sich dies im zweiten Teil noch stärker bemerkbar.

Als leitende Prinzipien wurden hier diejenigen der Vergeltung und der Gegenseitigkeit oder Reziprozität herausgestellt, um die theoretische Dimension der transkulturellen Analyse zu gewährleisten. Die Herausstellung dieser Verhaltensformen bedingt allerdings eine Schwerpunktsetzung „sozialanthropologische Grundverhältnisse wie Rivalität, Prestige, Agnostik“ zuungunsten der gerade in der neueren amerikanischen Anthropologie außerordentlich diskutierten Kulturökologie. Augenfällig wird dies insbesondere bei der einseitigen Wiedergabe der Forschung zur Institution des Potlatsch durch die Darstellung von H. Codere „Mit Besitz kämpfen“ (1950) und den Biographieauschnitt eines Kwakiutl-Häuptlings (U.S. Ford, Lagius gibt mir einen Copper, 1941). Die Diskussion um diese Institution, insbesondere die neueren Interpretationen, die darauf zielen, Potlatsch nicht primär als Prestigesystem sondern als funktionale Antwort auf extreme wirtschaftliche Bedingungen zu erklären, werden nicht einbezogen.

Gerade an diesem Beispiel zeigen sich besonders stark die Schwierigkeiten einer Anthologie, die notgedrungen durch ihre Selektion von Beiträgen, verkürzen muß. Je umfangreicher das dargestellte Gebiet, desto stärker muß sich dies auswirken. Dazu kommt, nun insbesondere für diesen Reader, die fast durchgehende Auswahl von Kapiteln und Ausschnitten aus umfangreichen Veröffentlichungen. Das bringt zusätzliche Verkürzungen und Mißverständnismöglichkeiten mit sich. Die stärkere Berücksichtigung von abgerundeten Aufsätzen zu einem Thema hätte den Zugang zur kulturalanthropologischen Theorienbildung und ihrer empirischen Überprüfung sicher besser gewährleistet. Der Aufsatz des Herausgebers R. König über „Die Nan-Bäcker in Afghanistan“ (1971) z. B. bietet eine solche Möglichkeit des Nachvollzugs, während die 4 Seiten von R. Thurnwald „Die Siedlung der Bánaro“ (1921), aus dem Buch „Die Gemeinde der Bánaro. Ehe, Verwandtschaft und Gesellschaftsbau eines Stammes im Inneren von Neu-Guinea“ noch wenig Einblick in die hier ja vorrangig wirksame Methodik einer Stammesmonographie geben.

Auch die beiden anderen Ausschnitte aus größeren Arbeiten zweier Klassiker der Ethnologie, Malinowski „Recht und Ordnung bei den Primitiven“ und nochmals Thurnwald „Wirtschaft, Technik und Arbeit“, sind ohne den Gesamtzusammenhang nicht instruktiv genug. Wahrscheinlich rechnen die Herausgeber damit, daß die Leser anschließend versuchen, die ange deuteten Aspekte der Forschung durch eigene Literaturstudien zu vertiefen – doch gerade dies, fürchte ich, verhindert der Reader allgemein eher, als daß er es fördert.

Schließlich – und das wirkt im Hinblick auf die programmatische Einleitung Königs besonders störend – sind die beiden wesentlichen Ausgangskonstellationen für eine neuere angewandte Kulturalanthropologie – die Auseinandersetzung der Bevölkerung der Dritten Welt mit den fortgeschrittenen Industriegesellschaften und die Subkulturen in der eigenen Gesellschaft – in der Auswahl kaum berücksichtigt: im empirischen Teil überwiegen die im engeren Sinne völkerkundlichen Objekte: die Analysen von schriftlosen Stammeskulturen. So konstatiert auch W. E. Mühlmann in seinem Beitrag „Ethnologie als soziologische Theorie der interethnischen Systeme“ (1956), daß „wir über Leben und Kultur etwa der Aranda, der Feuerländer, des Eskimos und vieler anderer ‚Naturvölker‘ exaktere Aussagen machen können als über die Lage der Neger-Pächter in den Südstaaten oder die Rolle der proletarischen Klassen in Spanien oder Süditalien.“

Gerade die neuere Kulturanthropologie ist einerseits durch eine intensiver werdende Theorie-  
diskussion hinsichtlich der internationalen Probleme unserer Gegenwart gekennzeichnet, zum  
anderen wird die Hinwendung in den empirischen Arbeiten zu subkulturellen Phänomenen  
in komplexen Gesellschaften vorrangig. Allein die Titel der ca. 2000 Vorträge auf dem IX.  
Internationalen Anthropologen- und Ethnologenkongreß im September 1973 in Chicago, die  
in einer 80-bändigen Veröffentlichung „World Anthropology“ erscheinen werden, zeigen diese  
Orientierung.

Trotz einiger Einwände ist es außerordentlich dankenswert, daß René König und Axel  
Schmalfuß erneut den Versuch gewagt haben, dem deutschsprachigen Leser einen Einblick  
in Probleme und Fragestellungen der Kulturanthropologie als einer empirischen, vorrangig  
in den USA ausgebauten, Wissenschaft zu geben, der den 1966 von W. E. Mühlmann und  
E. W. Müller herausgegebenen Reader „Kulturanthropologie“ ergänzt und einige Grundlagen  
für die Erarbeitung der in Deutschland stattfindenden Diskussion um Kulturanthropologie  
bietet, wie sie z. B. in Wolf Lepenies „Soziologischer Anthropologie“ geführt wird, die sich  
als politische Anthropologie versteht, oder in dem unter einer ganz anderen Perspektive  
konzipierten Sammelband „Kulturanthropologie“ in der Reihe „Anthropologie“ von  
Gadamer und Vogler, für die Kulturanthropologie von den „Beiträgen der Urgeschichte zur  
Kenntnis der Menschennatur“, bis zu „Informationstheorie und Ästhetik“ reicht und damit  
zu einer Universalwissenschaft überhöht wird.

Die empirische Kulturanthropologie stellt nicht den Anspruch, eine Universalgeschichte der  
Menschheit entwickeln zu wollen, es geht ihr vielmehr und vorrangig um einen Beitrag zur  
Lösung von Gegenwartsproblemen und die dafür notwendige Erweiterung der interkulturellen  
Kommunikation – auch durch „Übersetzen“ in jenem Sinn, den der Herausgeber  
Schmalfuß in seinem Schlußbeitrag meint.

Prof. Dr. Ina-Maria Greverus

# Biographische Notizen

*Prof. Dr. med. Friedrich-Wilhelm Koch*, geb. am 6. April 1909 zu Düren (Rheinland), studierte an den Universitäten Königsberg, Wien und Heidelberg Medizin.

Staatsexamen und Promotion in Heidelberg 1933, anschließend Facharztausbildung in Heidelberg und Düsseldorf.

Seit 1. Januar 1939 Oberarzt an der Univ.-Kinderklinik Gießen. 1941–1946 Kriegsteilnehmer, nach Rückkehr aus amerikanischer Gefangenschaft 1946 kommissarischer Leiter der Kinderklinik Gießen, zunächst in Hungen, dann in Gießen. Die drohende Auflösung der Kinderklinik konnte er durch die Verlegung in die Bergkaserne Gießen verhindern. Mit der Eröffnung der Med. Akademie 1951 und der Berufung von Prof. Hungerland als Leiter der Klinik, wieder als Oberarzt tätig.

Juni 1951 Habilitation, August 1956 Ernennung zum APL-Professor.

Vom 1. Oktober 1958 bis 1. Januar 1960 wiederum kommissarischer Leiter der Klinik.

Februar 1968 Wissenschaftlicher Rat und Abteilungsvorsteher der Kinderpoliklinik. Über 100 wissenschaftliche Publikationen mit Beiträgen in verschiedenen Handbüchern und Monographien.

1967 Mitbegründer und seither Mitherausgeber der Zeitschrift „diagnostik“.

*Prof. Dr. med. Andreas Oksche*, geboren am 27. 7. 1926 in Riga. Medizinstudium an der Universität Marburg, 1952 Staatsexamen und Promotion. 1952–1961 wissenschaftlicher Assistent an der Universität Marburg, Stipendiat am Albert Einstein College of Medicine, New York, und an der Washington State University, Pullman, USA. 1960 Habilitation in Marburg. 1961–1964 wissenschaftlicher Assistent und Oberassistent am Anatomischen Institut der Universität Kiel. Ab 1964 in Gießen, zuerst als a. o. Professor. 1966 o. Professor der Anatomie und Direktor des Anatomischen Institutes. 1968/69 Dekan der Medizinischen Fakultät. Seit 1973 Geschäftsführender Direktor des Zentrums für Anatomie und Cytophysiologie, Präsident der Europäischen Gesellschaft für Vergleichende Endokrinologie. Mitherausgeber der „Zeitschrift für Zellforschung – Cell and Tissue Research“, Advisory Editor „International Review of Cytology“.

*Professor Dr. med. Wolfgang Bargmann*, Dr. med. vet. h. c. (Gießen 1967), Dr. med. h. c. (Gent 1971), wurde am 27. 1. 1906 in Nürnberg geboren. Er studierte Medizin an den Universitäten Frankfurt/Main, München, Wien und Berlin und habilitierte sich im Jahre 1935 an der Universität Zürich/Schweiz für Anatomie. In den Jahren 1938 bis 1942 war er als Prosektor am Anatomischen Institut der Universität Leipzig tätig, von 1942 bis 1945 als planmäßiger Extraordinarius an der Universität Königsberg. Nach kurzer Tätigkeit in Göttingen (1945) wurde er im Februar 1946 als ordentlicher Professor der Anatomie an die Universität Kiel berufen. Hier bekleidete er das Amt des Rektors in den Jahren 1950/51 und 1965/66. Langjährige Tätigkeit im Präsidium der Deutschen Forschungsgemeinschaft, im Wissenschaftsrat und im Senat der Max-Planck-Gesellschaft. Bargmann ist Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Akademien und Ehrenmitglied anatomischer Gesellschaften des Auslandes. Im Jahre 1967 verlieh ihm die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina die Schleiden-Medaille. Aus seiner Feder stammen zahlreiche Veröffentlichungen aus dem Bereich der mikroskopischen Anatomie und Zytologie, darunter Studien über das Zwischenhirn-Hypophysensystem.

*Prof. Dr. phil. Hans Georg Gundel*, geb. 20. 10. 1912 in Gießen, Oberstudienrat a. D., Honorarprofessor (1962), o. Prof. für Alte Geschichte und Direktor des Seminars für Alte Geschichte der Justus Liebig-Universität Gießen (1968), vgl. Gießener Universitätsblätter VI, 1973, H. 1, S. 114.

*Manfred Messing*, geb. 1943 in Gotha/Thüringen. Studium der Volkswirtschaft von 1961 bis 1965 in Leipzig, anschließend Redakteur im Leipziger Messeamt. 1968 Übersiedlung in die BRD durch Bemühungen des Bundesministers für innerdeutsche Angelegenheiten. Soziologiestudium in Frankfurt/Main. 1971–1973 Mitarbeiter der Pressestelle an der Justus Liebig-Universität. Seit April 1973 Graduiertenstipendium.

*Hans Georg Burger M. A.* wurde 1945 in Immenstadt/Allgäu geboren. Nach dem Besuch des Humanistischen Gymnasiums in Bad Wurzach/Allgäu seit 1966 Studium der Fächer Publizistik, Geschichte und Judaistik in Köln und Berlin. 1970 Studienaufenthalt aufgrund eines DAAD-Stipendiums in Israel. 1970–1972 Tutor am Seminar für Judaistik der FU Berlin. 1972 Magisterexamen. Seit 1. Oktober 1972 Pressereferent der Justus Liebig-Universität. Seit Sommersemester 1973 zugleich Lehrbeauftragter an der Philipps-Universität Marburg (zum Problem des Zionismus und arabischen Nationalismus).

Von 1966–1968 fester Mitarbeiter der „Neuen Rhein-Zeitung“, Köln (Lokalredaktion). Seitdem freier Mitarbeiter mehrerer Zeitungen und Zeitschriften, u. a. „Frankfurter Rundschau“, „Blätter für deutsche und internationale Politik“, „Emuna“ (Zeitschrift zur Diskussion über Israel und das Judentum). Zahlreiche Zeitungs- und Zeitschriftenveröffentlichungen, zumeist zu Problemen des modernen Nahen Ostens.

*Ingo Dienstbach, Dipl.-Ing. agr.*, geb. 1943 in Usingen/Taunus. Schulbesuch in Finnland und Norwegen. 1965–1971 Studium der Rechts- und der Agrarwissenschaften in Gießen, Mitarbeit in verschiedenen Hochschulgremien. Seit 1971 Referent für Lehr- und Studienangelegenheiten an der Justus Liebig-Universität.

*Klaus Kübel*, geb. 1941 in Westpreußen. Studium in Hamburg, Kiel, Tübingen. 1969 2. jur. Staatsprüfung, Verwalter der Stelle eines wiss. Assistenten auf dem Fachgebiet Öffentliches Recht in Gießen, 1970 wiss. Assistent. 1971 Vorsitzender des Satzungsausschusses des 1. Konvents der JLU. Seit 1972 in der Präsidialabteilung der Universität Gießen.



# Ihr Partner

**für  
raumakustische  
Probleme**

Unsere Spezialisten sind Ihr Partner, wenn es darum geht, optimale Lösungen für Ihre Akustikprobleme zu erarbeiten.

Hinter ihnen steht das technische know-how eines modernen Industrie-Unternehmens – und zwei Spitzenprodukte unter den Akustikplatten: Mikropor und Variantex.

Nutzen Sie diese Vorteile für die Planung Ihrer Akustik- und Lüftungsdecken. Unsere Spezialisten beraten Sie unverbindlich.

## **Wilhelmi-Akustik**

Holzwerke H. Wilhelmi KG., Dorlar bei Gießen  
Briefanschrift: 63 Gießen, Postfach 21540  
Ruf Wetzlar (06441) 45757, FS: 0483828 akust d

# WEISS Umwelt- Klima- Mess- TECHNIK

Die WEISS-Firmengruppe ist einer der größten und führenden Hersteller von Geräten und Anlagen für **Umwelt-, Klima-, Meßtechnik**. Die WEISS-Firmengruppe nimmt auf dem europäischen Markt eine Spitzenstellung ein. Weil über 700 Mitarbeiter und mehr als 70 Wissenschaftler und Ingenieure ständig forschen und entwickeln. Mit Erfolg. Seit über 32 Jahren. Deshalb sind WEISS-Geräte und -Anlagen von hoher Qualität und Leistungsfähigkeit.

**Klimaprüfanlagen, zur Simulation der Umweltbedingungen.**

**Klimatechnische Apparate für Produktion und Verfahrenstechnik.**

**Sonderklima-Räume, Kühl- und Gefrierzellen in Fertigbauweise und Klimaräume in Fertigbauweise SYSTEM WEISS.**

**Klimageräte und Raumklimaanlagen für Alt- und Neubauten.**

**Meßtechnische Geräte zum Messen physikalischer Eigenschaften und Zustände.**

WEISS bietet alles aus einer Hand. Beratung, Projektierung, Fertigung, Montage, Inbetriebnahme und Service.

WEISS ist in Hamburg, Hannover, Düsseldorf, Stuttgart, München und West-Berlin mit technischen Außenbüros.

WEISS-Tochtergesellschaften in Österreich und der Schweiz.

Firmengruppe:



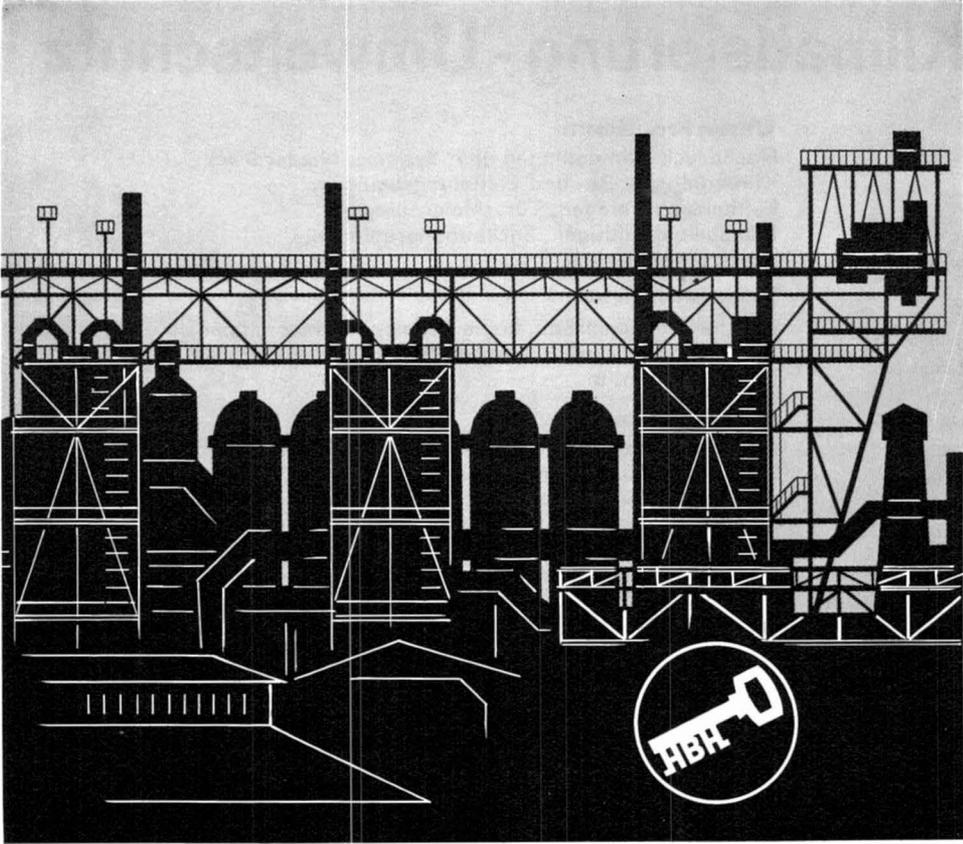
**KARL WEISS · GIESSEN · WERK LINDENSTRUTH**  
D-6301 Lindenstruth  
Telefon (06408) 84-1 · Telex 04821015 kwg d



**KARL WEISS Ges.m.b.H. WERK GRÜNBACH**  
A-2733 Grünbach am Schneeberg  
Tel. (02637) 281 u. 282 · Telex 016645 weiss a



**KARL WEISS AG · ZÜRICH**  
CH-8027 Zürich · Bederstraße 80 · Postfach 640  
Telefon (01) 252242 · Telex 57534 kwz ch



# Roheisen



HESSISCHE  
BERG- UND  
HÜTTENWERKE  
AG

633 WETZLAR

# Klimatisierung - Umweltschutz

## **Unser Programm**

Hochdruck-Klimaanlagen aller Systeme, Niederdruck-Klimaanlagen, Be- und Entlüftungsanlagen, Luftheizungsanlagen, Türschleieranlagen, Entnebelungsanlagen, Entstaubungsanlagen, Trocknungsanlagen.

## **Sonderanlagen für**

Reaktorbau, Schiffsbau, Reine Räume, Wärmepumpen-Klimaanlagen, Verfahrensklimatisierung, Schutzraum- belüftung, u. a. m.

## **Unsere Partner**

Alle Industriezweige, Baugesellschaften, staatliche und kommunale Bauämter, Bundespost, Bundesbahn, Flughafengesellschaften, Luftverkehrsgesellschaften, Banken, Sparkassen, Versicherungen, Kaufhaus- konzerne, Forschungsgesellschaften, Hotelkonzerne, Krankenhäuser, Sanatorien, Architekten, beratende Ingenieure.

## **Ihr Partner**

Eines der führenden Unternehmen der Klima- und Lufttechnik. 1 200 Mitarbeiter sind für Sie tätig, Ihre Klima- und Lüftungsanlagen zu liefern und zu montieren.

Für Ihre Problemlösungen steht Ihnen ein modernes Forschungs- und Entwicklungszentrum mit optimalen Versuchsmöglichkeiten zur Verfügung.

Unsere Wissenschaftler und Fachingenieure werten die Ergebnisse zu ihrem Nutzen aus — anlagentechnisch, betriebswirtschaftlich, umweltgerecht.

## **Ihr Nutzen**

Nutzen Sie unsere 25jährige Erfahrung und unser technisches Know-how. Zur Beratung, Angebotsabgabe und Ausführung stehen wir Ihnen immer zur Verfügung.



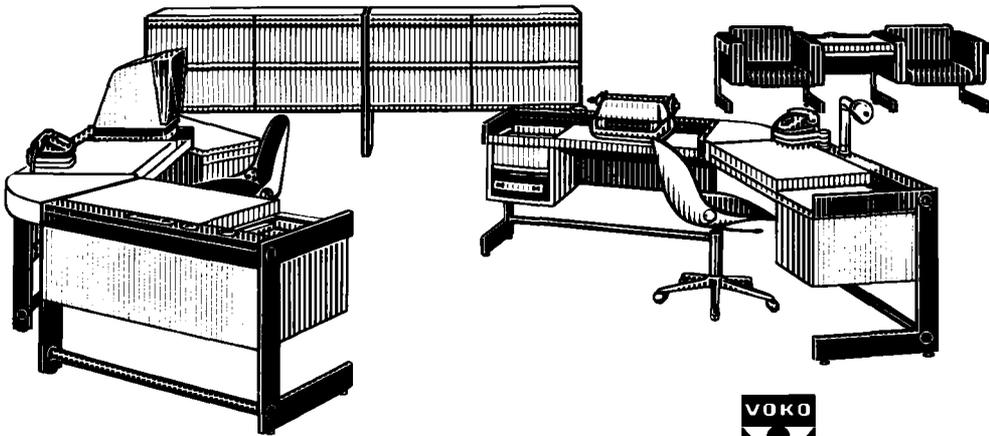
## **Kessler + Luch KG**

Klima- und Lufttechnik

Hauptverwaltung: 6300 Gießen, Rathenastr. 8, Tel. 0641/707-1,  
Telex 0482864

Niederlassungen: Frankfurt/Main, Düsseldorf, Nürnberg, Hannover,  
München, Schorndorf/Stgt.

VOKO: Die neue Büro-Dimension. Organisation plus Technik.



VOKO Büro-Organisation Franz Vogt & Co.  
63 Gießen, Liebigstraße 15, Tel. 06 41/7 50 51



## Europas größte Hagelversicherungsgesellschaft

Wir versichern:

1. Alle landwirtschaftlichen Kulturen
2. Alle gärtnerischen Freilandkulturen
3. Gewächshäuser und Kulturen unter Glas gegen Hagel und Sturm
4. Kulturen unter Glas gegen Verderbschäden

**NORDDEUTSCHE HAGEL-VERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT**

auf Gegenseitigkeit

6300 Gießen, Wilhelmstraße 25



## Einkaufen, wo es Freude macht

Die blau-rote Einkaufsstüte ist für viele Menschen das Symbol des guten Einkaufs. Man schätzt es, bei KARSTADT so rasch, so angenehm und vor allem: so preiswert einzukaufen. Viele Kunden, so ergab eine Umfrage, halten KARSTADT für eine ideale Einkaufsstätte. Ein so hohes Maß an Vertrauen kommt sicher nicht von ungefähr. Aber: es verpflichtet auch. Tagtäglich aufs neue.

### **KARSTADT**

*Sicherheit gut einzukaufen*

## Harmonisch: Gail Keramik

Wann immer ein Architekt oder Bauherr einen Baustoff besonderer Güte wünscht – Keramik von Gail erfüllt die Anforderungen.

**Gail Baukeramik:** Verblendklinker, Sparverblender, Spaltplatten und Spaltriemchen, glasiert und unglasiert. Für Außen- und Innenwandbekleidungen. Für Bodenbeläge. Vom Wohnhaus bis zur Industrieanlage sind unzählige Bauten mit Gail Baukeramik ausgestattet.

**Gail Wohnkeramik:** erlesene Glasuren und Dekore für die kultivierte Boden- und Wandgestaltung von gewerblichen und privaten Räumen aller Art.

**Gail Schwimmbaderzeugnisse:** Öffentliche und private Schwimmbäder in aller Welt erhalten ihr attraktives Aussehen durch Gail Erzeugnisse. Fordern Sie ausführliches Informationsmaterial an.



63 Gießen · Postfach 5510 · Telefon (0641) 7031 · Telex 04/82871

# REDOX- Injektoras<sup>®</sup>

REG. NR. B 424

die polyvalente **Multivitamin-Kombination** mit **Procaïn** und **Coffein** zur Therapie von **Polyneuritiden**, **Leberschäden** und **chron. degenerativen Erkrankungen**

#### **REDOX-Injektoras I**

je Ampulle 2 ml enthält:

Aneurin. (Vitamin B 1) 100 mg, Pyridoxin. (Vitamin B 6) 100 mg, Cyanocobalamin. (Vitamin B 12) 1000 µg, Coffein. pur. 15 mg, Novocain hydrochlor. 80 mg.

#### **REDOX-Injektoras II**

je Ampulle 2 ml enthält:

Riboflavin (Vitamin B 2) 10 mg, Natr. pantothen. 100 mg, Nicotinsäureamid 50 mg, Biotin (Vitamin H) 0,5 mg, Cerium, Ferr. met., Lithium, Magnesium, Manganum als Spurenelemente.

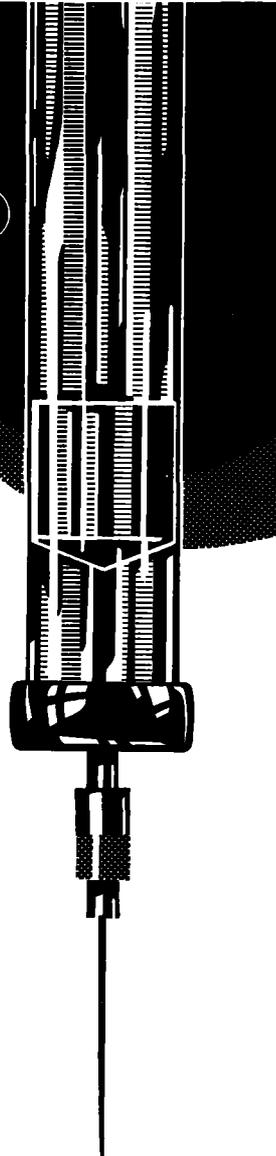
Kombinationspackung je 5 Ampullen Redox-Injektoras I und II DM 21,55

Kombinationspackung je 25 Ampullen Redox-Injektoras I und II DM 75,00



Muster  
und Literatur  
auf Wunsch!

**PASCOE**  
**PHARM. PRÄPARATE GMBH**  
**63 GIESSEN**



---

# Lehrbuch der Anatomie der Haustiere

Fünf Bände

Von Prof. Dr. R. Nickel (†), Hannover, Prof. Dr. A. Schummer, Gießen,  
Prof. Dr. E. Seiferle, Zürich

---

**Neu 1973 Band V:**

## **Anatomie der Hausvögel**

Von Prof. Dr. August Schummer,  
ehem. Direktor des Veterinär-  
Anatomischen Instituts der  
Justus Liebig-Universität  
Gießen

215 Seiten mit 141 teils farbigen  
Abbildungen im Text und auf  
7 Tafeln. Ganzleinen DM 96,—

Ein großangelegtes und umfassendes Lehrbuch. Ganz auf die modernen Methoden des veterinärmedizinischen Unterrichts eingestellt, entspricht es allen Anforderungen der Wissenschaft, des Studiums und der Praxis und informiert zugleich die wichtigen benachbarten Disziplinen wie Humanmedizin und Zoologie.

Der große Aufschwung der Geflügelzucht in der Gegenwart machte es erforderlich, die Anatomie der Hausvögel für sich in einem eigenständigen Band zu behandeln. Seiner wirtschaftlichen Bedeutung entsprechend, steht hierbei die Morphologie des Haushuhnes im Mittelpunkt der Darstellung, wobei selbstverständlich Besonderheiten, Abweichungen und artdiagnostische Auffälligkeiten auch der anderen Spezies berücksichtigt werden. Instruktives Abbildungsmaterial wie auch schon bei den Bänden I und II des Gesamtwerkes und ein nach Organsystemen geordnetes Literaturverzeichnis machen auch diesen Band allseitig zugänglich.

**Ferner sind lieferbar:** Band I: Bewegungsapparat, Lw. DM 138,— · Band II: Eingeweide, Lw. DM 130,—  
Band II in englischer Übersetzung: The Viscera of the Domestic Mammals, Lw. DM 130,— · **In Vorbereitung befinden sich:** Band III: Kreislaufsystem, Haut und Hautorgane. Erscheint voraussichtlich 1975 · Band IV: Nervensystem, Sinnesorgane, endokrine Drüsen. Erscheint 1974.

---

**VERLAG PAUL PAREY · BERLIN UND HAMBURG**

---

**Wenn's um Geld geht,  
gehen  
die meisten  
Deutschen  
zur  
Sparkasse.**

**Und  
Sie?**

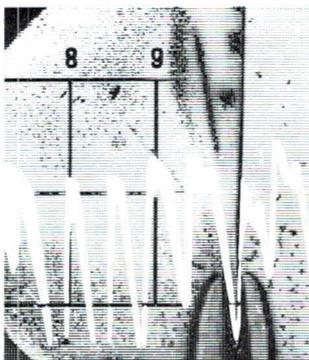


**Bezirkssparkasse Gießen**

mit Zweigstellen im gesamten Geschäftsbereich

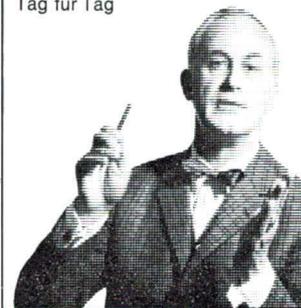
***Buderus  
schreibt  
Forschung  
ganz groß***

Was ist der Name Buderus? Ein Versprechen! Denn hinter jedem Gerät, das diesen Namen trägt, steht ein Unternehmen von Rang. Es bürgt für Qualität. Für Wirtschaftlichkeit. Und für denkbar höchstes technisches Niveau. Das gilt natürlich auch für sämtliche Produkte, die Sie brauchen. Für alle, wie zum Beispiel: Heizkessel aus Guß und Stahl, Heizkörper, Kesselanlagen, Luftheizautomaten, Raum-



klimageräte, Heizeinsätze, Warmluft-Automaten; Druckrohre und Formstücke, Abflußrohre, Kanalguß, Badewannen, Sanitärguß, Industrie-, Maschinen- und Fahrzeugguß, Leichtmetallguß, Stahlfeinguß, Kunstguß; Stahlbeton-Schleuderrohre, Schleuderpreßbetonrohre, Spannbetonhohlplatten, Zemente, Putz- und Mauerbinder; Sondermaschinen, Maschinenbau, Einrichtungen, Industrieanlagen.

Buderus — Ihr guter Partner  
Tag für Tag



Buderus — dieser Name gibt Ihnen Sicherheit: Sie können nicht besser kaufen. Darum lohnt es sich für Sie, immer auf den Namen Buderus zu achten.

Buderus · 633 Wetzlar · Postfach 1220

**Buderus**

# Wenn Sie mit weniger Geld mehr erreichen wollen...

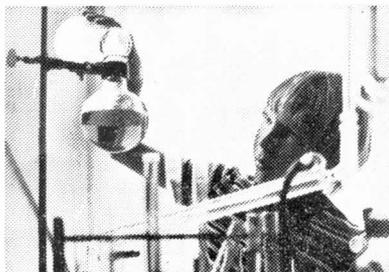


... dann würden Sie kaufen, wo man Ihnen das Beste zum besten Preis bietet. 85.000 Mark, incl. 11% Mehrwertsteuer, für unsere Luxus-Segelyacht „Aloa“ würden Sie nicht mal beeindruckt. Auf den Gegenwert käm's Ihnen an. Mehr werden Sie woanders nicht bekommen, schon gar nicht für weniger Geld.

Wir kalkulieren eben scharf, sparen jedoch nicht am falschen Ende. Genau wie Sie. Und deshalb machen wir aus Ihrem Geld das Beste. Nicht nur bei Segelyachten selbstverständlich.

 **NECKERMANN**

6 Frankfurt/Main 1, Postfach



**Bei uns wächst das Geld für sein Studium heran. Karriere machen wird er dann schon selbst.**

Damit Sie später an seiner Ausbildung nicht sparen müssen, fangen Sie mit dem Sparen möglichst jetzt schon an. 624 Mark im Jahr vermögenswirksam angelegt, sind ein guter Weg. In Form eines prämienbegünstigten Sparvertrags bringen sie jährlich, jahraus fette Prämien und Spargulagen vom Staat und dazu noch hohe Zinsen.

Kommen Sie deshalb bald zu uns. Denn Ihre Kinder sollen es ja besser haben.



Wir bieten mehr als Geld und Zinsen

## Handels- und Gewerbebank Gießen



